Expedition in Amerika: B. HERDER, 19, South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 4. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. April 1875.

Inhalt: Deutsche Schwestern in Süd-Brasilien. — Bilder aus Ceylon. — P. Robert de' Nobili. 3. Die Streitfrage wegen der malabarischen Gebräuche. — Nachrichten aus den Missionen: China; Polynesien; Vereinigte Staaten Nordamerika's; Westindien. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Kindermissionen im Libanon.

Deutsche Schwestern in Süd-Brasilien.

Seit fünfzig Jahren haben deutsche Auswanderer in verschiedenen Provinzen Brasiliens Niederlassungen gegründet, in keiner aber mit glücklicherem Erfolge als in der südlichsten Provinz des Reiches, in Rio Grande do Sul. Diese Provinz, in der südlichen gemäßigten Zone zwischen 29° 25' und 33° 45' S. Br. gelegen, hat einen Flächenraum von 5184 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von circa 420,000 Seelen. Die Serra Geral, die sich längs der Ostküste Süd-Amerika's hinzieht, tritt im Nordosten, an der Grenze von St. Katharina, nahe der Küste, in die Provinz Rio Grande do Sul, und während der Hauptzug als meistens waldloses Kampgebirge sich von Osten nach Westen gegen den Uruguay hinstreckt, sendet er waldbedeckte Gebirgszweige in südwestlicher Richtung nach dem Rio dos Sinos, Cahi, Taquary und Rio Pardo. Dieses Waldgebirge nun bildet das Gebiet der deutschen Kolonien von Rio Grande do Sul, und wenn auch deutscher Fleiß in den übrigen Theilen der Provinz sich mitten unter der brasilianischen Bevölkerung eine einflußreiche und geachtete Stellung erworben und in den Städten Handel und Gewerbe gehoben hat, so ist es ihm doch hier vor Allem gelungen, den Urwald in fruchtbare Felder umzuwandeln und ein kleines Deutschland auf dem fernen Continent zu gründen. Welche Mühen und Anstrengungen diese Umwandlung gekostet, davon wissen die ersten Ansiedler noch zu erzählen. Einem im Jahre 1870 geschriebenen Briefe eines deutschen Missionärs, des P. Dörlemann, entnehmen wir darüber Folgendes:

„Vor etwas mehr als vierzig Jahren wurden hier die ersten Ansiedelungen gegründet. Die ersten Ankömmlinge — es leben deren noch manche, denn in Brasilien wird man alt — werden nicht müde, zu beschreiben, welch' wilden Anblick damals das ganze Land geboten habe. Aber auch heutzutage stehen noch Urwälder genug, um sich einen Begriff zu machen, wie es ausgesehen haben mag, als noch Alles damit überdeckt war. Wahrlich diese Wälder Brasiliens sind wild und schrecklich. Die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens, der unter der Pflege des Menschen eine Quelle des Reichthums wird, erzeugt in unkultivirtem Zustande eine erschreckliche Menge von riesigen Pflanzen. Hie und da stürzt einer dieser Riesenbäume entweder durch einen Windstoß oder in Folge seines Alters, aber seine kräftigen Nachbarn verhindern ihn, auf die Erde zu fallen, er wird in ihren Armen aufgefangen und ruht da, bis er nach und nach in Moder und Staub sich auflöst.

„Gott hat die Erde verurtheilt, Dornen und Disteln zu tragen. Dieser Fluch, scheint es, hat sich besonders wirksam in Brasilien gezeigt. Man findet wilde Orangen und Palmen, die über und über mit diesen stachlichen Gewächsen bepanzert sind. Um nun ein ganz undurchdringliches Gebüsch zu schaffen, gesellen sich noch Schlingpflanzen dazu, die sich rings um die Bäume bis zum Gipfel hinauf erheben; und wenn sie nicht mehr höher steigen können, ihren Stamm, der so dick ist wie ein Mannesarm, nach abwärts biegen, und nach dem Boden hin weiter wachsen. Fast alle diese Pflanzen strömen, namentlich am Ufer der Flüsse, einen angenehmen Wohlgeruch aus. Noch einen anderen sonderbaren, fast hätte ich gesagt, ehrwürdigen Anblick bietet der Wald in Folge einer Art Moos, das die Deutschen hier Affenbart nennen; es sind das 5—6 Fuß lange Fäden, grauen

Barthaaren nicht unähnlich. Zur Vollendung des Gemäldes eines Urwaldes vergesse man nicht die Felsmassen, das Tosen und Brausen der Flüsse, und die Affen, die bald einzeln auf den Bäumen herumspringen, bald heerdenweise beisammen ein fürchterliches Geschrei ausstoßen und einen Höllenlärm vollführen.

„Hiezu gesellen sich noch die Tausende von Vögeln mit ihrem Prachtgefieder, aber mit abscheulichen Stimmen, sodann Schaaren von Wespen, wilden Bienen und Mosquitos; endlich Tiger, Schlangen und giftige Riesenspinnen; das sind die Bewohner des Urwaldes.

„Man kann sich leicht vorstellen, was unsere guten Deutschen wohl empfunden haben mögen, als sie vor mehr denn 40 Jahren hierhin kamen in der Hoffnung, hier das Paradies der Erde, das Land des Segens und des Überflusses zu finden, und nichts weiter antrafen als diese undurchdringlichen Urwälder. Vor Kurzem noch sagte mir ein Ansiedler: Ich kam 5 Jahre alt nach Brasilien und erinnere mich noch ganz gut an die Verzweiflung meiner Mutter bei unserer Ankunft. Wir hatten uns so oft während der Überfahrt nach dem Ziel unserer Reise gesehnt und jetzt bei unserer Landung hatten wir nur einen fürchterlichen Wald vor uns! Meine Mutter warf sich unter einem Baum nieder, zerraufte sich die Haare und schrie dem Vater zu: Das ist also das gesegnete Land, wohin du mich zu führen versprochen hast? Das sind die herrlichen Städte, von denen du so viel geschwatzt?

„Seitdem aber haben sich die Dinge gründlich geändert. Deutsche Arbeit und deutsche Ausdauer haben hier eine neue Welt geschaffen. Große Grasflächen, auf denen zahlreiche Pferde, Maulesel, Kühe und Ziegen weiden, herrliche Felder von Mais, Weizen u. s. f. sind an die Stelle der Wildniß getreten; an vielen Stellen freilich ragt der Urwald noch in die Pflanzungen herein, und man muß oft, um von einer Kolonie zur andern zu gelangen, noch einen Theil desselben passiren, aber von Tag zu Tag wird er durch Feuer und Eisen mehr und mehr zurückgedrängt. Die Ansiedelung ist so fruchtbringend und lohnend, daß, wer nur arbeiten will, an nichts Mangel haben wird. Eine hundertfache Ernte ist nichts Seltenes; aber Notabene, man darf sich die Arbeit nicht verdrießen lassen, sonst erstickt das Unkraut Alles.

„Wegen der Hitze im Sommer und wegen der Regengüsse im Winter und wegen der stets schlechten und schwierigen Wege ist es hier fast unerhört, daß man irgend eine größere Strecke zu Fuß zurücklegt. Es ist interessant, an Sonn- und Festtagen die langen Reihen von Maulthieren und Pferden zu sehen, welche rings um die Kirche angebunden sind. Kein Mensch geht hier zu Fuß; es ist hier zum Sprichwort geworden, daß ein deutscher Kolonist, wenn er seinen Nachbar in einer Entfernung von einer Viertelstunde besuchen will, lieber eine halbe Stunde auf der Wiese seinem Pferde nachläuft, als die Viertelstunde Weges zu Fuße zurücklegt."

Den Mittelpunkt dieses kleinen deutschen Staates bildet die Kolonie San Leopoldo mit dem gleichnamigen Hauptorte. Nach europäischen Begriffen ist San Leopoldo (29° 46′ S. Br., 33° 30′ W. L.) allerdings keine große Stadt, und herrliche Monumente und Paläste würde man vergebens hier suchen, aber es ist doch immerhin ein Landstädtchen, das fröhlich aufblüht und eine schöne Zukunft zu haben scheint. Am linken Ufer des Rio dos Sinos und am Fuße eines Hügels gelegen, besteht der Haupttheil der Stadt aus einigen regelmäßig angelegten Straßen, die am Rio münden und zu beiden Seiten einfache, meist einstöckige Häuser haben; allein trotz seines noch unscheinbaren Äußern ist San Leopoldo bereits jetzt, Dank dem Fleiß der Deutschen, einer der industriellsten Orte der Provinz, und seine günstige Lage macht es zum Stapelplatz für die landwirthschaftlichen Erzeugnisse der umliegenden Kolonien und zum Mittelpunkt eines lebhaften Handels. Eine Eisenbahn und mehrere Dampfschiffe unterhalten regen Verkehr mit Porto-Alegre, der Hauptstadt der Provinz.

Die Seelsorge für die Deutschen versehen hier und in den übrigen Kolonien deutsche Jesuiten. San Leopoldo, der Hauptort, wurde leider von kirchenfeindlichen Elementen auch benützt, um die katholischen Kolonisten ihrem Glauben zu entfremden und den liberalen und ungläubigen Störungen zugänglich zu machen. Daher wurden nicht nur schlechte Schriften und liberale Zeitungen von Deutschland importirt, sondern auch in der Kolonie selbst eine schlechte Zeitung als Echo und Abklatsch des liberalen Phrasengeklingels und der liberalen Tendenzlügen in's Leben gerufen. Der Berliner Oberkirchenrath glaubte dann noch durch Entsendung eines Predigers, der sich des Schulwesens annehmen und deutsch-liberale Schulen gründen sollte, die Protestantisirung und Liberalisirung der Kolonien unterstützen zu sollen. Dieser protestantisch-liberalen Propaganda gegenüber durften die Katholiken nicht unthätig bleiben; es galt, die ungerechtfertigten Angriffe und fortwährenden Schmähungen zurückzuweisen und der Corrumpirung der Ansiedler einen Damm entgegenzusetzen. Zu diesem Zwecke faßte man neben der unermüdlichen pfarrlichen Seelsorge vorzüglich zwei Punkte in's Auge: die Presse und die Schule. Für erstere ward durch Gründung einer katholischen Zeitung in San Leopoldo, die unter dem Namen „Deutsches Volksblatt" anfangs dreimal wöchentlich, bald aber täglich erschien, und durch möglichste Verbreitung gediegener deutscher Bücher gesorgt.

Neben den Elementarschulen mußte dann aber auch für höhere Bildung und Erziehung Rath geschafft werden. So gründeten denn die Jesuiten eine Lehranstalt mit einem Pensionate, die sich gleich vom Anfange an einer regen Theilnahme erfreute. Schon nach 1½ Jahren mußten, um der andringenden Schülerzahl in etwa entsprechen zu können, zwei neue geräumige Schullokale gebaut werden. Hiemit aber war erst einem Bedürfnisse abgeholfen. Ebenso nothwendig war die Sorge für die Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend. Das fühlten die Katholiken lebhaft. Der hochwürdigste Herr Bischof und die Angesehensten der Katholiken stimmten in dem Wunsche überein, dieses Arbeitsfeld den bewährten und sorglichen Händen deutscher Ordensschwestern anzuvertrauen. Die Wahl fiel auf die Schwestern vom dritten Orden des hl. Franziskus, deren deutsches Mutterhaus in Capellen bei Geldern ist. Diese Schwestern leiteten bereits und anerkannt mit dem besten Erfolge höhere Töchterschulen und Mädchenpensionate z. B. in Nonnenwerth, Remagen, Trier, Gladbach; auch hatten sie vor Kurzem, einem Ruf nach Java für die Stadt Samarang folgend, dort die Leitung des katholischen Waisenhauses und einer Töchterschule übernommen[1]. Das wußte man in San Leopoldo, und so bemühte man sich denn angelegentlichst, eine Niederlassung dieser Congregation daselbst zu erwirken. Die Schwestern gingen freudigst auf den Vorschlag ein, und wie früher bei der Sendung nach Samarang, so meldeten sich auch für Süd-Brasilien zahlreiche, und die sechs, die zuerst auserkoren wurden, waren Gegenstand eines heiligen Neides für die anderen. Sie schifften sich am 9. Februar 1872 ein und langten am 2. April am Ziele ihrer Reise und ihrer Wünsche, in San Leopoldo, an. Der feierliche Empfang, der ihnen hier zu Theil wurde, bekundete den Schwestern hinlänglich, daß sie da bereit-

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1873. S. 82, 107, 134.

williges Entgegenkommen fänden. Fast die ganze katholische Pfarrgemeinde hatte sich am Ufer des Rio dos Sinos versammelt, eine Schaar weißgekleideter Kinder geleitete sie in die Kirche zu einem Dankgebete für die glücklich vollendete Reise und begrüßte sie sodann mit Gesang und Deklamation. Die Freude der katholischen Bevölkerung war eine aufrichtige. Nur die liberalen Stimmführer fanden es mit den bei ihnen geltenden Anstandsregeln vereinbar, die eben angekommenen Schwestern in ihrem Zeitungsblatt mit Spott und Hohn zu überschütten. Dadurch ließen sich diese jedoch nicht abhalten, rüstig das Werk zu beginnen. Freilich war die Armuth, ja Ärmlichkeit der Einrichtung im Anfang groß. Eine bessere und geräumigere Wohnung konnte erst später beschafft werden — nun jeder Anfang ist schwer und die Schwestern ließen sich durch Entbehrungen nicht entmuthigen. „Mit großem Muthe und festem Vertrauen fangen wir an," schreiben sie am Tage nach ihrer Ankunft, „ist doch unsere Mission auf 2 Säulen gegründet, die das Beste hoffen lassen, auf große Armuth und auf recht bereitwillige Herzen, mit denen uns Groß und Klein entgegenkommen." Zwei Tage darauf begann bereits der Elementarunterricht mit 35 Kindern, deren Zahl jedoch am Ende des Monates fünfzig erreicht hatte. Es ist ansprechend, wahrzunehmen, mit welcher Liebe und Hingebung sich die Schwestern der Kinder annahmen.

„Wir haben hier gefunden, was wir gesucht," schreibt eine Schwester, „große Armuth, Gelegenheit zu Opfern, Seelen, die guten Willens sind. O wie liebe ich diese Kinderseelen; ich könnte Alles für sie thun, Alles für sie lassen." Die Eltern wußten auch diesen Eifer zu würdigen. Schon unterm 22. April lesen wir in einem Briefe der Schwestern:

„Die Eltern bestürmen uns, doch die Kinder in's Haus zu nehmen. So kam vor einiger Zeit ein Herr mit seiner wackeren Frau, um uns seine beiden Töchter von 12 und 14 Jahren in die Pension zu geben. Wir betheuerten ihm, es sei für jetzt noch unmöglich, da wir selbst Mangel an Platz hätten. Allein er ließ sich nicht abweisen. „„Ich gehe in den Hinterbau, versetzte er, und sehe nach, ob ich da kein Plätzchen für meine Kinder finde."" Gesagt, gethan. Er durchwanderte dort alle Räumlichkeiten, und da wir daselbst zwei Holzschuppen hatten, so erbot er sich sogleich, einen derselben auf seine Kosten zum Pensionate für seine Töchter herstellen zu lassen, und alles Möblement, fügte er bei, sollen die Kinder mitbringen. So ist denn glücklich unser Pensionat aus einer Holzremise herausgewachsen."

Am 30. April besuchte der hochwürdigste Herr Bischof zum ersten Male die neuerrichtete Anstalt und gab dem fröhlich aufblühenden Werke seinen oberhirtlichen Segen.

Mit dem 1. Mai begannen die Schwestern die höhere Töchterschule. Selbst Protestanten zauderten nicht, derselben ihre Kinder anzuvertrauen, trotzdem der protestantische Pastor schon vor Ankunft der Schwestern von der Kanzel herab erklärt hatte, er werde kein Kind, das deren Schule besucht habe, zur Confirmation zulassen. Der Unterricht war anfänglich nur deutsch und französisch; doch verlegten sie sich bald auch auf das Portugiesische und zogen auch dieses in den Kreis der Unterrichtsgegenstände, so wie sie auch Gesang, Musik und die weiblichen Handarbeiten nicht bloß ihre Schulkinder und Pensionärinnen, sondern auch andere Mädchen der besseren Klassen lehrten. Nebenbei gedachte ihre Liebe schon gleich anfangs der armen verlassenen Negerkinder.

Ein Brief vom 24. Mai äußert bereits den lebhaften Wunsch nach einer Freischule für Negermädchen, und sobald die Zeit und Kräfte es erlaubten, ward auch eine solche eingerichtet. Es sei uns gestattet, gleich hier einen schönen Zug der Dankbarkeit eines armen Negermädchens zu verzeichnen. In einem Briefe vom Januar 1874 heißt es:

„Nun muß ich Ihnen noch etwas von Neujahr erzählen. Morgens in aller Frühe klopfte es stark an unserer Thüre; ich beeile mich, zu öffnen, und vor mir steht eine Negerin, die mir einen Kuchen überreichend sagt: Schwester, ich wünsche Ihnen viel Glück zum neuen Jahr. Als ich ihr bedeutete, es sei doch zu viel, daß sie uns ein Geschenk bringe, entgegnete sie bittend: Ach, Schwester, nehmen Sie es doch; ich habe die Schwestern so lieb. Das arme Geschöpf, eine Sklavin, die in unserer Nachbarschaft wohnt, hatte einigen Unterricht bei uns erhalten, war jedoch die letzten Sonntage ausgeblieben. Ich fragte sie darum. Ich bekam zur Antwort; wenn ich gehen will, sagt meine Senhora immer Nein. Ihre Herrschaft hat nämlich keinen Glauben. Aus Dankbarkeit gegen uns hatte sie nun für ihre sauer ersparten Pfennige den Kuchen gekauft."

Die erste öffentliche Schulprüfung ward am 20. December abgehalten.

„Wer hätte gedacht," schreibt eine Schwester, „daß in San Leopoldo so viel Aufsehen mit unserm Examen gemacht würde. Um 8 Uhr war in der Pfarrkirche feierliches Hochamt mit Te Deum. Als wir nach demselben zur Schule zogen, begleitete uns eine ganze Prozession von Fremden. Nachdem der Herr Schulrath eingetreten war, begann die Prüfung mit Gesang und Deklamation. Alle anstoßenden Räumlichkeiten waren mit Zuschauern überfüllt. Prüfungsgegenstände waren nebst der Religion und biblischen Geschichte Geographie, Rechnen, deutsche, französische und portugiesische Sprache; Deklamation und Gesang machten von Zeit zu Zeit eine erheiternde Unterbrechung. Außer der höheren Töchterschule und der Elementarschule betheiligten sich auch die Kinder der Bewahrschule auf ihre Art, indem sie zur allgemeinen Heiterkeit einige Liedchen und Gedichtchen vortrugen. Die Prüfung dauerte über drei Stunden. Zum Schlusse wurden die Handarbeiten und Zeichnungen der Kinder in Augenschein genommen. Alle Anwesenden waren mehr als zufriedengestellt. Im nächsten Jahre soll es, so Gott will, noch besser gehen."

Der so feierlich und mit so großem Beifall abgehaltenen Prüfung folgte das Weihnachtsfest. Hören wir auch darüber, was die Schwestern in einem Briefe vom 3. Januar 1873 erzählen:

„Zuerst kam jetzt die Sorge für den Christbaum. O, wir hatten einen herrlichen Christbaum, so schön, wie ich noch keinen gesehen. Aber wie seid ihr dazu gekommen? werden Sie fragen. Ganz einfach, würdige Mutter! Herr Doktor W., unser Arzt, hat uns nicht nur den Baum geschenkt, sondern auch Alles, womit wir ihn schmücken mußten. Er sorgt wie ein wahrer Vater für uns; drei-, viermal kam er am Tage, um zu hören, ob noch etwas fehle, ob wir noch etwas wünschten. Uns selbst verehrte er als Weihnachtsgeschenk ein schönes Bild des hl. Vaters in Farbendruck mit breiten Goldrahmen. Die Christmesse wurde von den Damen unseres Gesangvereins gesungen.... Heute Morgen bekamen wir ein Straußenei geschenkt. Da gab's bei Tisch große Berathung, was damit anzufangen sei. Und was wurde endgiltig festgesetzt? Durch Stimmenmehrheit wurde die wichtige Angelegenheit, wie es ja in unserer parlamentarischen Zeit Mode ist, entschieden und bestimmt, das Ei von der Sonne ausbrüten zu lassen. Die Sorge hiefür und für den zukünftigen Strauß hat Schwester L. überkommen; sie denkt, daß er ihr demnächst als Reitthier wird dienen können. Nächstens also, würdige Mutter, hören Sie dann die Geschichte vom Strauß. Hier reitet ja Alles, selbst die Kinder der Bewahrschule kommen auf Pferden und Maulthieren angeritten, und

so kommen auch wir am Reiten nicht vorbei, ja wir haben darin schon Erkleckliches geleistet. Nun noch etwas von unserem Pensionate!

Noch am Prüfungstage wurden mehrere Pensionärinnen aus der Hauptstadt der Provinz, Porto-Alegre, angemeldet, so daß nach den Ferien alle unsere verfügbaren Räumlichkeiten besetzt sein werden. Ferner sind auch alle Altersklassen hier vertreten; wir haben kleine Dingerchen von 3 Jahren und große Fräulein und Dämlein von 17 Jahren. In der Töchterschule muß ich nun auch 2 Klassen machen, sowohl im Deutschen, als auch im Portugiesischen und Französischen. Wie werden wir durchkommen? Also, Aushilfe, liebe würdige Mutter! Man plagt uns noch viel um Klavierstunden! Wir müssen Alles abschlagen, wir sind zu sehr schon mit Arbeit überladen. Wie viel man hier auf Musik und Gesang hält, können Sie kaum glauben, und musikalisches Talent finde ich hier, wie nirgends. Wenn einmal Schwestern für die Kolonie kommen, dann müssen sie sicher auch mit ihren Schulkindern die Leitung des Kirchengesangs übernehmen. Wie freuen wir uns auf Hilfe! Wie Sie sehen, hat Gott dieses erste Halbjahr unserer Thätigkeit gesegnet. Im nächsten Jahre, hoffen wir, geht es mit seinem Beistande noch besser. Auch die Zahl unserer Kinder wird immer größer. Wie glücklich sind wir aber auch, hier noch Vieles bei den Kindern wirken zu können, während unsern guten Schwestern in Deutschland jede Gelegenheit dazu abgeschnitten wird."

Doch die Schwestern sollten das Jahr 1872, das erste ihres Aufenthaltes, nicht schließen, ohne noch zuvor ein hartes Opfer gebracht zu haben. Hören wir sie selbst, wie sie ihren Schmerz berichten:

Aus niederer Kaste.

Aus höherer Kaste (Tschetti).

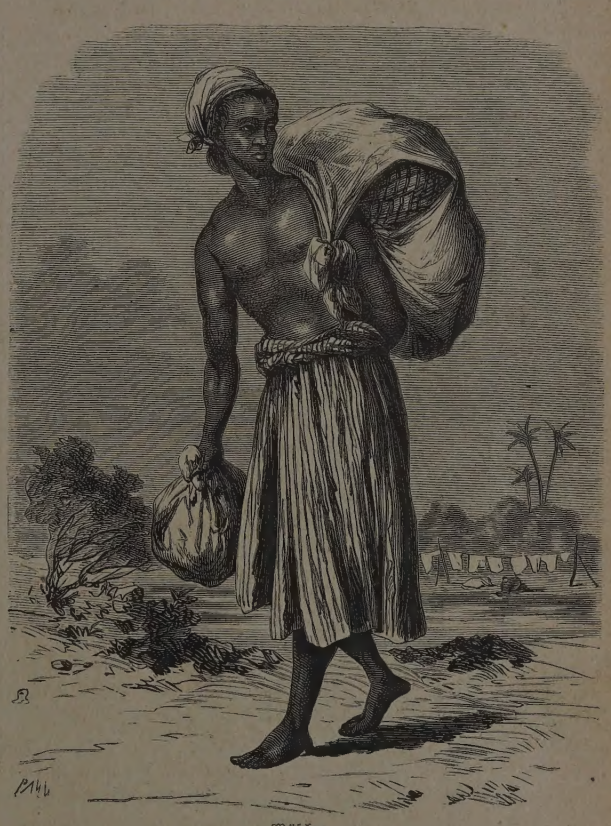
Tamulen auf Ceylon.

„Der erste Brief des neuen Jahres enthält eine Trauerbotschaft. Es ist der so schleunigst erfolgte Todesfall unserer Schwester Maria! Das war eine Schwester. Ein Abend, wie ich noch keinen erlebt; ein Schmerz, wie ich ihn noch nie empfunden! Hier, wo wir in der weiten fremden Welt so allein stehen, und gerade in dem Augenblicke, wo wir Hilfe von Europa erwarteten, wurde uns noch eine Schwester durch den Tod genommen. Doch, Herr, dein Wille geschehe! Der Prüfung des 20. December hatte die Schwester noch gesund und vergnügt beigewohnt. Tags darauf war sie sehr angegriffen; man hielt es für Müdigkeit, die ja oft nach vollendeter Arbeit sich erst recht kund gibt und zudem waren wir alle recht müde. Sonntag und Montag darauf war sie ziemlich wohl und nähte mit den Damen für die Kirche. Doch von da an gings rasch abwärts. Der Arzt erklärte, daß das Nervenfieber im Anzug sei. Zeitig verlangte sie, obgleich der Arzt noch keine dringende Gefahr sah, sondern ihr vielmehr Hoffnung auf baldige Wiedergenesung gab, die heiligen Sterbsakramente. „„Ach, ich bin so ruhig, sagte sie mehrmals; ich habe nichts was mich beunruhigt; ich sterbe gerne.““ Sie hatte richtig geahnt. Es trat eine Lungenlähmung ein und bald lag sie röchelnd in den letzten Zügen. Kaum war die Nachricht von ihrem Tode in der Stadt ruchbar geworden, da gab sich eine Theilnahme kund, wie wir sie nie und nimmer geahnt hätten. Nachmittags hörten wir im Hause und außer dem Hause nur Weinen und Schluchzen der Kinder und selbst der Erwachsenen. Kaum hatten wir die Leiche besorgt und angekleidet, als schon Kinder und Damen in großer Anzahl kamen, ihr Beileid zu bezeugen. Bis Abends spät dauerten die Condolenz-

besuche, um am anderen Morgen wieder zu beginnen. Die Damen des Gesangvereines machten eine schöne Guirlande von Cypressen und weißen Rosen, den Sarg damit zu schmücken. Die Beerdigung mußte der Landessitte gemäß der Hitze wegen schon den nächsten Tag, den 31. December stattfinden. Hiezu versammelte sich eine große Menge Menschen jeden Alters und Standes und auch zahlreiche Protestanten. Ein großartiger Leichenzug bewegte sich zur Kirche. Hier eine tiefbewegte, oft von Schluchzen unterbrochene Leichenrede. Auf Wunsch der Leute mußten wir den Deckel nochmals vom Sarge nehmen, aber da hätten Sie das laute Weinen und Schluchzen hören sollen nicht nur der Kinder, sondern auch der Erwachsenen, Männer, wie Frauen. Von der Kirche aus ging's nach dem eine Stunde entfernten Kirchhof. Wir zogen es für uns vor, zu Fuß zu gehen, und viele Leute folgten unserm Beispiel. Unterwegs ward die ganze Zeit, was sonst hier nicht Sitte ist, gebetet. Weh ist uns und doch auch wieder wohl! Es scheint, wie auch in der Leichenrede so schön bemerkt wurde, daß Gott am Schlusse des Jahres ein Opfer von uns forderte zum Danke für den außerordentlichen Segen, den er unserer Thätigkeit während der neun Monate hier hat angedeihen lassen. Wir bringen es ihm; es soll uns das sichere Unterpfand sein, daß er uns nicht verläßt, sondern daß unsere Mission seine Sache ist. Vor noch nicht 6 Wochen meinte ich gar nicht durchkommen zu können, falls wir nicht Hilfe aus Europa erhielten; und jetzt nimmt uns Gott eine kräftige Hilfe, gibt aber dafür ein so großes Vertrauen auf seine Vorsehung, daß es mir zuweilen fast vermessen scheint, wie wir so ruhig das kommende Schuljahr mit seinen Arbeiten und Mühen erwarten."

Und in Wahrheit, sie gingen viel Arbeiten und Mühen

Fischer.



Wäscher.

Singhalesen auf Ceylon.

entgegen. Der Zustand der kleinen Genossenschaft, wie wir ihn in der folgenden Charwoche, am 6. April 1873, antreffen, zeigt uns in recht anschaulicher Weise, mit welcher Aufopferung sie den Anforderungen ihres Berufes, der geistigen Pflege und Ausbildung ihrer Schülerinnen, sich widmeten.

„Das ist ein Palmsonntag und eine Leidenswoche! Die Einrichtung unseres Hauses, die Ämtervertheilung, Alles mußten wir zu unterst kehren, sogar aus unserm Speisesaal auswandern! Und wohin waren denn unsere Auswanderer gezogen? fragen Sie. Es ist zwar schon spät Abends, aber ich will Ihnen doch Alles erzählen. Erschrecken Sie nur nicht; unser Speisesaal ist Krankenzimmer geworden; es geht jetzt schon Alles besser! Also wir hatten und haben Kranke im Haus; ja, wie man hier zu Lande sagt, „drei ganze Stück." Acht Tage lang war ich Weckerin, Pförtnerin, Krankenpflegerin, Lehrerin der höheren Töchterschule, der Elementarschule, der Handarbeiten, Lehrerin im Damenverein; Schwester A. mußte alles Andere versehen, mußte Schaffnerin, Bäckerin, Köchin sein und die Bewahrschule halten. Was fehlt unseren Kranken? Im Allgemeinen scheint es Folge der Übermüdung zu sein, denn hier geht's von Morgen bis Abend fast ohne Unterbrechung. Die Lücke, die der Todesfall am Vorabende des neuen Jahres gemacht, ist noch nicht ausgefüllt, und jetzt drei Kranke! Mir war's in der vergangenen Woche manchmal schwer um's Herz. Doch wir haben uns durchgeschlagen, so gut wir konnten. Hören Sie nur, wie wir's anstellten! Während Schwester A. die Kinder am Morgen besorgte und in der Küche nachsah, war ich mit den Kranken beschäftigt; um ½8 Uhr gings mit den Kindern zur Pfarrkirche; um 8 Uhr Religionsstunde für die Töchterschule und

Elementarschule; dann hielt ich bis 1/2 12 Uhr Schule abwechselnd in der einen und andern, und Schwester A. nahm die Bewahrschule in Aufsicht und Pflege. Dann mußte die Küche noch besorgt werden; mein Mahl nahm ich beim Krankenbett der Schwestern ein; sofort begannen die Schulen wieder. Erst 10 Uhr Abends hatte ich Ruhe und Zeit, die Vesper zu beten. Sie werden mir glauben, daß ich recht müde bin. Morgen beginnen für unsere Erstcommunicanten, für unsere Pensionärinnen und einige junge Damen hier die Exercitien. Die feierliche erste heilige Communion wird am Ostertage stattfinden. Für die Charwoche war auch eine Mission in Aussicht genommen; da jedoch die Brücke über den Rio nicht fertig wurde, wird nichts daraus; sie ist aufgeschoben; also wird's auch mit der Einführung der Congregation noch nichts. Um Ostern kommen wieder wenigstens fünf Pensionärinnen aus der Hauptstadt der Provinz, Porto-Alegre. Die Brasilianer, d. h. die Portugiesen haben wir immer auf später vertröstet, bis wir Aushilfe aus Deutschland erhielten; denn diese müssen wir der Sprache wegen getrennt unterrichten und dazu sind neue Lehrkräfte von nöthen. Wann werden diese kommen? Wenn nur recht bald! Das ist mein täglicher Seufzer, wenn ich sehe, wie viel Gutes sich hier noch thun ließe, aber jetzt aus Mangel an Kräften unterbleiben muß .... Es ist schon tief in der Nacht; ich sitze hier zwischen den Kranken; zwei schlafen, die eine stöhnt und jammert, mir fallen auch vor Müdigkeit fast die Augen zu! Entschuldigen Sie daher, daß ich so verworren schreibe. Das Osterfest wird uns hoffentlich Briefe und Nachrichten von Ihnen bringen. Sie haben doch die Briefe unserer Kinder bekommen?"

Diese Verhältnisse und Aussichten machten eine Aushilfe unumgänglich nothwendig. Sie wurde ihnen zu Theil. Im Mai 1873 traten fünf Schwestern wohlgemuth die weite Reise an, um den deutschen Kindern jenseits des großen Oceans die Segnungen des Unterrichtes und der Erziehung angedeihen zu lassen, die sie in der Heimath nicht mehr spenden durften. Das fremde Land nahm die Schwestern mit offenen Armen auf. War ja doch bereits im Januar 1873 von Petropolis aus, einer deutschen Kolonie in der Provinz Rio de Janeiro, die Bitte um Schwestern zur Leitung eines Waisenhauses und des Unterrichtes gestellt worden, und später bemühte sich die Kolonie Santa Cruz am Rio Pardo in der Provinz San Pedro do Sul gleichfalls, jedoch ebenso vergebens, eine Niederlassung der Schwestern zu erhalten. Die neue Verstärkung für San Leopoldo traf daselbst am 7. Juli ein. Von einer neuen Seite sollten sie im Oktober darauf San Leopoldo kennen lernen. Wir lesen unterm 9. Oktober:

„San Leopoldo, aus der Verbannung. Erschrecken Sie nur nicht bei dem Worte Verbannung. So arg ist es nicht gemeint. Wir sind nur durch eine Überschwemmung genöthigt worden, unsere Wohnung zu verlassen. Schon seit mehreren Tagen hatte es beständig geregnet, als in der Nacht vom 2. bis 3. Oktober ein heftiges Gewitter losbrach mit fürchterlichem Platzregen, welches ununterbrochen drei Tage und drei Nächte anhielt, zur selben Zeit entlud sich nicht weit von hier ein Wolkenbruch, dessen Fluthen Häuser, ja fast ganze Wälder mit sich fortrissen. Da nun San Leopoldo ziemlich tief liegt, so stand eine Überschwemmung in Aussicht. Wer hätte aber gedacht, daß es gar so arg werden sollte? Unser Haus war bald zu einer Halbinsel geworden und am 6. Oktober stand das Wasser bereits in unserm Garten und am nächsten Morgen einen Fuß hoch in der Küche. Jetzt hieß es also — denn das Wasser war noch immer im Steigen — rasch ausziehen. In dem am höchsten gelegenen Theil der Stadt wurden uns auf's bereitwilligste Wohnungen angeboten. Wir wählten die geräumigste aus. Der Eigenthümer, obgleich Protestant, war überglücklich, daß wir sein großmüthiges Anerbieten angenommen. Mit Hilfe einer großen Barke wurde in mehrmaliger Fahrt das Nothwendigste zur Einrichtung der neuen Wohnung für uns und unsere Pensionärinnen fortgeschafft. Wir sind in dem neuen Zufluchtsorte sehr gut aufgehoben. Mehr als die Hälfte der Bewohner von San Leopoldo mußte aus der gleichen Ursache einen Wohnungswechsel vornehmen; die von der Fluth verschonten Häuser sind überfüllt, ja selbst die Sakristei der Pfarrkirche wird mitunter als Wohn- oder Schlafstätte benutzt. Wie die ältesten Bewohner sagen, so hat hier seit 30 Jahren weder ein so anhaltender Regen, noch eine solche Überschwemmung stattgefunden. Doch ist schon gute Aussicht vorhanden, daß wir nach acht oder vierzehn Tagen wieder glorreichen Einzug in unserm Hause halten können. An zwei Seiten unseres Hauses stand das Wasser 10 bis 12 Fuß hoch; es ist uns somit alle Lust vergangen, uns an der Stelle bleibend niederzulassen, zumal wir noch immer nur zur Miethe wohnen; vielmehr hat durch diesen Zwischenfall der in Aussicht stehende Bauplatz, wenn er gleich weiter von der Kirche entfernt ist und auch nicht so ruhig gelegen ist, doch viel in unsern Augen gewonnen und wir äugeln jetzt oft zu ihm hinüber in der frohen Hoffnung, dort einmal ein bleibendes Asyl auch vor dem Hochwasser zu finden."

Bei dieser wie auch bei anderen Gelegenheiten zeigte sich den Schwestern das Wohlwollen der Bewohnerschaft in der erfreulichsten Weise; dieses Entgegenkommen konnte ihnen auch reichlichen Ersatz bieten für die abschlägige Antwort der brasilianischen Regierung, die die Habseligkeiten der Schwestern zollfrei einzuführen nicht gestattete; das Wohlwollen und die Verehrung der Bewohner nimmt in dem Grade zu, als es den Schwestern ermöglicht ist, die Wohlthat einer christlichen Erziehung und Bildung Mehreren zuzuwenden. Das Verlangen nach ihnen ist allerwärts auch in die anliegenden Kolonien gedrungen, in denen im Interesse der Erziehung, des Unterrichtes, und der würdigen Ausstattung der Gotteshäuser ihre Anwesenheit lebhaft herbeigesehnt wird; der Wunsch der Kolonie Santa Cruz hat gegen Ende des vorigen Jahres bereits erhört werden können.

Bilder aus Ceylon.

Nicht weit von der Südspitze Vorderindiens liegt in südöstlicher Richtung die Insel Ceylon. Ihre Gestalt ist nahezu ei- oder noch besser birnförmig, mit dem breiteren Ende gegen Süden gerichtet. Während der Norden der Insel ein ausgedehntes, wellenförmiges und nach dem Meere zu sich abflachendes Tiefland darbietet, bildet den Kern der südlichen Hälfte eine Gebirgsmasse, die in der Mitte ihren Höhepunkt erreichend (nahezu von 8000 Fuß) nach den Küsten zu mehr und mehr als Hügelland mit zahlreichen, aber nicht tief eingeschnittenen und wasserreichen Thälern sich abstuft. Das Klima ist selbst in den Niederungen des Küstensaumes kein allzu heißes, auch die Unterschiede zwischen den verschiedenen Monaten sind nicht sehr bedeutend; fast das ganze Jahr hindurch herrscht Feuchtigkeit vor, und die Monate Mai bis December hauptsächlich bringen viel Regen und neblige Trübung. Diese Verbindung von Wärme und Feuchtigkeit verleiht der Insel den üppigsten Pflanzen-

reichthum; die kuppenhaften Berge sind bis auf die höchsten Höhen mit dichter Laubwaldung, die zu der schönsten der Erde zählt, bedeckt, und das sanft absteigende Hügelland prangt wie ein ewiger Frühling im mannigfaltigsten Pflanzenflor. Die indischen Bodenerzeugnisse, zahlreiche Bau- und Färbehölzer, Zimmt- und Cocosnußbäume, Citronengras u. s. f. scheinen mit einander zu wetteifern, um diese Insel, auch abgesehen von ihrer Perlenfischerei, zu einem werthvollen Edelgeschmeide in der britischen Länderkrone zu machen. Kein Wunder daher, daß der Muhammedaner Indiens Ceylon für die Stätte des Wonnegartens, des Paradieses, hält, während auch der Hindu dem schmucken Inselande in seinen Göttergeschichten eine ehrenvolle Rolle zutheilt.

Zwei Namen knüpfen sich an diese Sagen. Einer der höchsten Berge führt die Bezeichnung Adams-Pik oder „Gipfel mit dem heiligen Fuß" (Sripada) und ist weit über Ceylon hinaus gefeiert. Den Gipfel dieses Berges schließt eine Felspyramide ab, die so steil ist, daß man nur mit Hilfe von Leitern und der in den Felsen eingesenkten Ketten sie erklimmen kann. Oben bildet sie eine Fläche von ungefähr 450 Quadratfuß, die mit einer Mauer umgeben ist. In der Mitte befindet sich eine Vertiefung, deren Gestalt einem riesigen Fuße nicht unähnlich ist. Das ist nach den Muhammedanern die von Adam zurückgelassene Fußspur, als er nach dem Sündenfalle noch den letzten Scheideblick auf die entschwindende Paradiesesherrlichkeit zurückwarf, um dann über die „Adamsbrücke" die Wanderung in die trost-

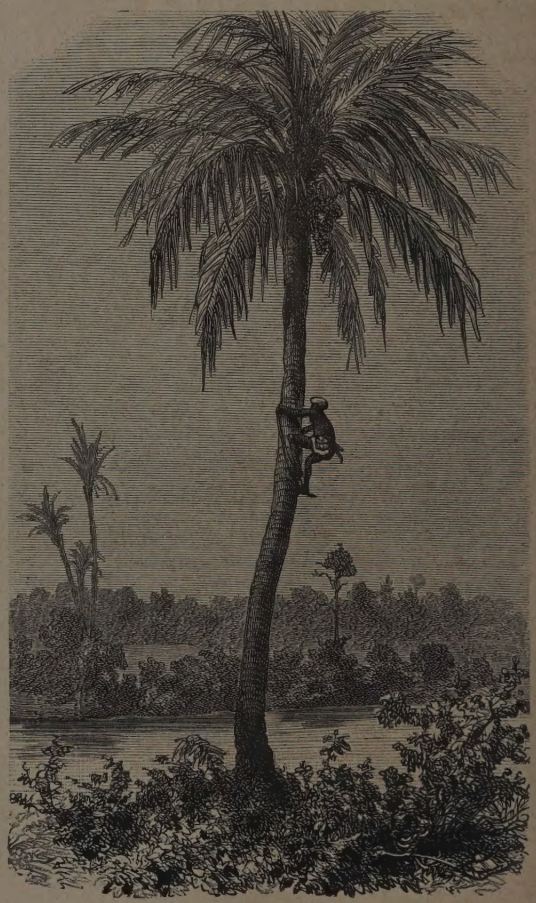
Der Elephant auf Ceylon.

lose Erdenverbannung anzutreten. Die Buddhisten aber sehen darin die heilige Fußspur Buddha's, der vom Himmel niedersteigend hier zuerst die Erde betrat. Tausende von Buddhaverehrern und gläubigen Moslemin wandern alljährlich zwischen März und Mai durch die dichten Wälder der mittleren Höhen zum Gipfel, und auch Hindus gesellen sich zu ihnen, die dann freilich in dem Felseneindrucke die Fußstapfen Siva's verehren. Die eben genannte Adamsbrücke ist eine Reihe von Felsenriffen und Sandbänken zwischen der vor Ceylon gelagerten Insel Manaar und der Insel Rameseram, die ihrerseits den östlichsten Ausläufer des Festlandes fast zu berühren scheint. Bei starker Ebbe ragen diese Klippen wie Brückenpfeiler aus dem Meere empor. Bei den Hindus gelten diese Inselchen und Riffe als die Brücke des indischen Helden Rama.

Die Bewohner Ceylons gruppiren sich in drei Hauptmassen, die Europäer, die Nachkommen von Portugiesen und Holländern und die heutigen Beherrscher der Insel, die Engländer, nicht mitgerechnet. Durch Religion und Sitte von allen übrigen getrennt, bilden die Mauren arabischen Ursprunges so recht im Handel und Wandel die Juden Ceylons. Sie sind Geldverleiher, Wechsler, Trödler, handeln mit den kostbarsten Edelsteinen und den theuersten Stoffen und verschmähen nebenbei den niedrigsten Kleinhandel mit Band, Zwirn und Nadel auch nicht. In höherer Achtung als sie stehen gemeiniglich die Tamulen, deren eine Kaste, die Tschettis, als der unter-

nehmendste Theil der Bevölkerung gilt. Manche von ihnen haben sich durch glückliche und unverdrossene Handelsspekulationen ein wahres Crösusvermögen erworben. Ihre Kleidung ist ein um den Leib geschlagenes weißes Musselin-Gewand, durch eine mit Seide und Goldfäden verbrämte Schärpe zusammengehalten. Dazu kommt noch eine Art Jacke und große Bündel Ohrenringe, die manchmal bis zur Schulter herabreichen. Die Kopfbedeckung besteht aus rothem Sammt mit Goldborten. Nicht so geziert treten die Tamulen aus einer niedrigeren Kaste auf, ihre Kleidung besteht aus zwei Leinwandstücken, die meistens durch einen rothseidenen Gürtel festgehalten werden. Ihr Turban ist roth oder weiß. Um einen Vornehmen zu grüßen, pflegen sie auch auf der Straße rasch die Schuhe abzustreifen, wie wir zu gleichem Zweck den Hut lüften; wer einer Fußbekleidung ermangelt, läßt entweder das Schulterstück seiner Gewandung etwas in der Luft flattern oder grüßt nach europäischer Sitte.

Die dritte und weitaus zahlreichste Klasse der Bevölkerung sind die Singhalesen, die Menschen des Löwengeblütes, wie ihr Name besagt. Freilich besitzen sie nicht gerade die Eigenschaften, die diese hochklingende Bezeichnung ihnen beizulegen scheint. Sie sind eher weich und sanft, die Gebirgsbewohner, auch Kandier genannt, besitzen allerdings mehr Energie



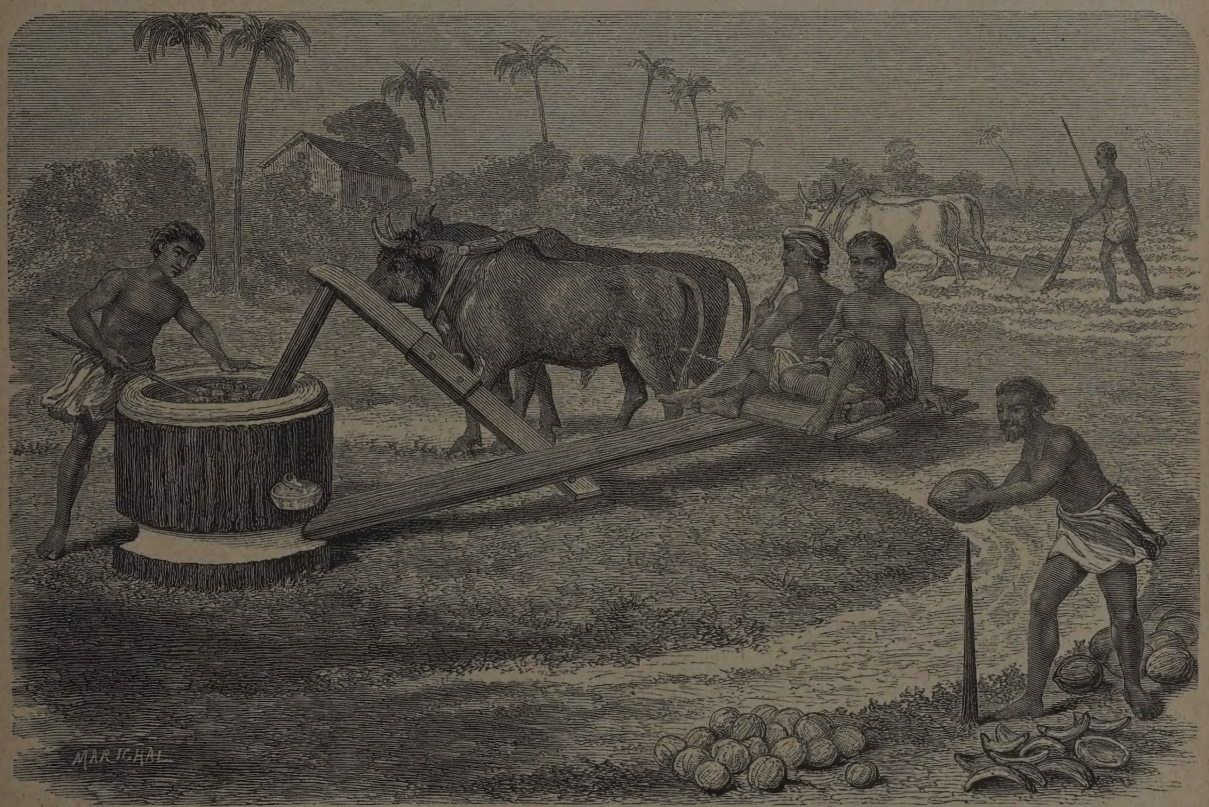
Der Nalaver auf Ceylon.

und Selbständigkeit; ferner wirft man ihnen neben Sorglosigkeit und Trägheit noch Verschmitztheit und Mangel an Freimüthigkeit, Hochherzigkeit und Wohlwollen vor. Hat die Berührung mit den überlegenen Europäern der Entwickelung ihrer geistigen Begabung manch glücklichen Anstoß gegeben, so hat auch das Christenthum bei den Bekehrten, deren man jetzt an 185,000 zählt, die unvortheilhaften Charakterseiten überwunden. Den eingewanderten Tamulen gegenüber betrachtet man sie als Ureinwohner. Auch sie sind wie die Hindus in Kasten eingetheilt. Die Kasten auf Ceylon sind aber durchaus nicht durch Rasse und Religion begrenzt und bestimmt, sondern sie haben eine rein bürgerliche Bedeutung; die Kaste der Brahminen und Radschas fehlt vollständig.

Die Ackerbauer bilden die oberste Kaste, an sie reihen sich die Gruppen der übrigen Beschäftigungen. Das Haupterzeugniß des Ackerbaues ist der Reis; das hiezu nöthige Wasser wurde einst bis auf bedeutende Höhen geleitet und im Tieflande waren künstliche Seen dafür angelegt; Trägheit und Gleichgiltigkeit hat zwar viele dieser Wasserwerke verkommen lassen, allein in neuerer Zeit hat die englische Regierung im wohlverstandenen Interesse des Landes auch hier, wie für Anlegung von Verkehrsstraßen thätig eingegriffen. Zur Feldarbeit wird auch das

ungeheure Kraftkapital des Elephanten angewendet. Unsere Abbildung (S. 75) zeigt den Elephanten am Pflug; die Arbeit geht rasch und rüstig vorwärts, und die Lenker des gewaltigen Thieres haben oft Mühe genug, es in der Furchenrichtung zu erhalten. Ceylon ist, im Vorbeigehen bemerkt, reich an Elephanten; und die meisten von denen, die man ehemals in den Armeen von Dekkan oder auf den Werften von Koromandel gebrauchte, kamen von Ceylon. Sie sind zwar nicht so groß und stark wie die von den West-Ghats und aus den Thälern von Arakkan, aber sie sind leichter zu zähmen und gelehriger. Trotz der vielen Jagden und einer oft recht unverständigen Vertilgungssucht, mit der man wiederholt gegen sie wüthete, sind sie im südöstlichen Theile der Insel und in den großen Wäldern am Nordabhange der Hochebene von Kandy noch sehr häufig.

Neben dem Reis spenden ferner die Palmen- und Cocosnußbäume einen beträchtlichen Erwerb. Eine eigene Kaste beschäftigt sich damit, den Saft der Palmen zu gewinnen. Der Nalayer, so heißen die Glieder dieser Kaste, klettert am Palmenbaum empor und macht daselbst einen Einschnitt, aus dem dann der Saft herausquillt. Zweimal während des Tages muß dieser Einschnitt erneuert werden, sonst schließt sich die Öffnung. Der frische Palmensaft bietet ein süßes und kühlendes Getränk. Läßt man ihn gähren, so gibt er den sogenannten Palmwein, der weiß ist, wie Milch. Leider fertigt man aus ihm auch eine Art Branntwein an, Arrak, ein Getränk, das eine wahre



Ölpresse auf Ceylon.

Geißel ist für dieses Land, in welchem die Trunksucht so bedeutend um sich greift. Die englische Regierung trifft hier ein schwerer Vorwurf. Wie sie einst das chinesische Reich aus Rücksichten des gewinnsüchtigen Handelsgeistes zwang, den Opiumhandel zuzulassen, so befördert sie auch hier zur Steigerung der Einnahmen diese verderbliche Branntweinfabrikation. Das Recht hiezu wird an den Meistbietenden verkauft und die einzelnen Gouverneure, von denen die Erhöhung der Einkünfte ihrer Provinz als eine Ehrensache angesehen wird, wissen durch bestellte Scheinsteigerer den Preis in die Höhe zu treiben. Das hat dann zur Folge, daß der Pächter, um die verlangte Summe nebst Reingewinn herauszuschlagen, überall bis in die kleinsten Dörfer hinein mit oder ohne Erlaubniß Branntweinbuden eröffnet. Vor einiger Zeit ging vorzugsweise von den Katholiken aus Dschaffna eine Bewegung aus, um diesem Grundübel zu steuern. Man wandte sich an den Gouverneur. Dieser gab zwar die ihn ehrende Erklärung ab, er sähe lieber eine Verminderung der Staatseinnahmen als diese zunehmenden Übelstände des Branntweingenusses; allein seine Vorstellungen verhallten vergebens. Den Verkauf europäischer Spirituosen regelt und überwacht ein Gesetz; aber der Handel mit dem einheimischen Branntwein entbehrt jeder Controle.

Aus den Cocosnüssen wird vorzugsweise Öl gewonnen. Unsere Abbildung veranschaulicht die verschiedenen Verrichtungen dabei und zeigt eine Ölpresse, wie sie auf Ceylon im Gebrauch ist. Wir verdanken folgende Einzelheiten über die Verwendung

der Cocosnüsse der Güte des Msgr. Bonjean, apostolischen Vikars von Dschaffen, von welchem wir ebenfalls die unsern Illustrationen zu Grunde liegenden Photographien und Zeichnungen erhielten. Er beschreibt die Verfahrungsweise bei der Benutzung der Früchte der Cocospalme ungefähr folgendermaßen: Zunächst wird die faserige Umhüllung benutzt. Zu diesem Zwecke wird dieselbe abgelöst, indem man die Nuß mit Kraft auf die Spitze einer fest eingerammelten Eisenstange stößt; diese faserige Rinde läßt man dann einige Zeit in feuchter Erde liegen, um sie geschmeidig zu machen; klopft man sie hernach mit einem Holzstößel, so erhält man eine Art Faden, aus dem Taue, Decken und Matratzen gefertigt werden. Die Cocosnuß selbst wird hierauf durch einen geschickten und kräftigen Schnitt entzwei getheilt und einige Tage der Sonnenhitze ausgesetzt. Mit der fortschreitenden Vertrocknung löst sich der fleischige Theil von der holzigen Nußschale ab, die dann als Trinkgeschirr, Schüssel, Teller oder Löffel nach leichter Verarbeitung dienen kann. Hat der Nußkern alle Feuchtigkeit abgegeben, so bringt man ihn zur Ölpresse. Diese ist sehr einfach hergerichtet. Ein ausgehöhlter Baumstamm dient als Mörser. Ein kräftiger Stempfel aus hartem Holze wird vermittelst eines Querbalkens an einer Deichsel befestigt, die sich in einer Falze am Fuße des Mörsers fortbewegen kann; zwei Arbeiter sitzen am anderen Ende einer Deichsel auf einer wuchtigen Platte, dienen so als Gegengewicht und Beschwerung und treiben zugleich die Ochsen oder Büffel an, während ein dritter Sorge trägt, daß die Nußkerne gehörig unter den Druck und die Reibung des sich drehenden Stempfels kommen. Das ausgepreßte Öl fließt durch ein Spundloch in die bereit gehaltenen Eimer ab.

Buddhistischer Mönch von Ceylon.

Von den verschiedenen Arbeiterkasten erwähnen wir noch die fast vollständig christliche Kaste der Fischer. Sie tragen eine Jacke mit kurzen Ärmeln und um den Leib ein roth, gelb oder grün gewürfeltes Stück Tuch. Trotz ihrer Armuth haben die christlichen Fischer von Tschila (Chilaw) die Kosten des Baues einer schönen, dreischiffigen Kirche zu Ehren der seligsten Jungfrau bestritten, indem sie dazu freiwillig während fünfzehn Jahren immer zwei Prozent ihres Erwerbes beim Fischfang beisteuerten. Eine eigene Kaste bilden weiter auch die Wäscher oder Bleicher; doch befinden sich diese unter sich wieder auf verschiedenen Rangstufen, je nachdem ihre Dienste einer höhern oder niedern Kaste gehören. Ähnlich verhält es sich mit der Kaste der Barbierer. Diese zwei Kasten sind allen übrigen die unentbehrlichsten, und die größte Strafe, die über ein schuldiges Mitglied von Seiten der Kaste verhängt wird, ist, daß es für unwürdig erklärt wird, ferner noch die Dienste des Barbierers und Wäschers zu empfangen. Diese erhalten für ihre Leistungen zwar keinen bestimmten Lohn, doch haben sie bei Gelegenheit von Festen, Hochzeiten, Sterbefällen u. s. f. das Recht, von ihren Kunden reichlich bedacht zu werden.

Den Wäschern und Bleichern liegt auch die Sorge ob, die Pagode oder Kirche nach einheimischem Geschmacke für Feste durch Aufhängung blendend weißer Leinwandstücke auszuschmücken. Zu diesem Zwecke können sie sich all der Stücke bedienen, die man ihnen übergeben hat und sogar noch an Andere ausleihen. Wenn ich, erzählt Msgr. Bonjean, unsere Landgemeinden besuche, so erfordert es das Amt des Wäschers, lange Zeugbahnen auf dem Wege auszubreiten, über die ich dann, um meine guten Christen nicht zu kränken, gehen muß. Wenn nun der Weg zur Kirche lang und die Stücke Zeug unzureichend sind, so beeilt man sich, diejenigen, über die ich bereits weggeschritten bin, neuerdings vor mir auszubreiten. Und weil das Geschäft oft Eile hat, wirft man ohne Weiteres die Stücke über den Kopf des voranschreitenden Bischofs hinweg mit Gefahr, dessen Mitra zu streifen und zu Boden zu werfen, oder die Leinwandrollen wie eine Schlinge um seine Füße zu verwickeln.

Zum Schlusse dieser Bilder aus Ceylon führen wir den Lesern noch einen buddhistischen Mönch vor. Diese sind im Innern und im Süden der Insel besonders zahlreich und führen dort unter einem Oberhaupte in einer Art von Klöstern ein gemeinschaftliches Leben. Sie galten früher als gelehrt; wie dem auch sei, heutzutage sind sie nichts weniger als das. Ihre Lieblingsbeschäftigung bildet neben zudringlicher Bettelei die Wahrsagerei und Zeichendeuterei für entsprechenden Lohn. Ihren Vorschriften gemäß dürfen sie zum Zeichen der Armuth kein Geld anrühren; allein fast alle setzen sich darüber hinaus. Sie tragen eine lange Kleidung von gelber Farbe, die hier, wie in ganz Hindostan, das Abzeichen der Buße ist. Der Kopf wird vollständig geschoren. In der Hand halten sie stets einen Fächer, dessen Bestimmung ist, ihre Augen zu schützen, damit kein verunreinigender Gegenstand, z. B. der Anblick einer Frau, sie treffe.

P. Robert de' Nobili.

3. Die Streitfrage wegen der malabarischen Gebräuche.

„P. Robert de' Nobili — so leitet P. Bertrand die Erzählung dieses Abschnittes ein — hatte während der ersten fünf Jahre seiner neuen Mission einen heftigen Kampf und beständige Angriffe zu bestehen gehabt. Aber durch seinen unerschütterlichen Muth und seinen an passenden Auskunftsmitteln so reichen Geist, mehr aber noch durch den Beistand Gottes, dessen größte Ehre er in Allem suchte, hatte er über alle seine Feinde gesiegt, ihre listigen Anschläge vereitelt, ihre Anstrengungen zu Schanden gemacht. Nun galt es, die reichlichen Früchte seiner Siege einzuernten und schon bereitete er sich zu neuen Eroberungen vor, als eine Verfolgung, die viel niederdrückender und verhängnißvoller war denn alle vorhergehenden, sein Werk in dessen Grundlagen angriff und seine Tugend auf die härteste Probe stellte. Nachdem er eine wahrhaft heldenmüthige Hingabe und einen gleichen Eifer entfaltet hatte, sollte er noch weiter das Beispiel eines nicht minder schwierigen Gehorsams den Missionären geben, eines Gehorsams, der gerade auf der Laufbahn der apostolischen Thätigkeit um so unerläßlicher ist, je größere und zahlreichere Gefahren daselbst sich vorfinden. Diesen von Eifer glühenden und unerschrockenen Mann, den keine Schwierigkeit besiegen konnte, der allen Wuthausbrüchen kühn die Stirne geboten und allen Anstrengungen zahlreicher erboster Feinde getrotzt hatte, diesen Mann sehen wir, wie er auf ein einziges Wort seiner Obern hin seinem Eifer Einhalt und Stillstand gebietet und zehn Jahre lang mit der weiteren Ausbreitung seiner Mission zurückhält. Herber Schmerz erfüllt ihn, aber demüthig hingegeben an die göttliche Vorsehung betet er deren Absichten an und tröstet sich mit der Erinnerung, daß der größte Theil des Lebens eines Gottmenschen, der gekommen war, die Welt selig zu machen, in den drei Worten enthalten ist: „und er war ihnen unterthan."

Überblicken wir kurz die Ursachen und die Veranlassung des über P. de' Nobili jetzt ausbrechenden Sturmes.

Wie aus unserer bisherigen Erzählung zur Genüge erhellt, hatte P. de' Nobili sich den Vorurtheilen der Inder in Betreff der Kasten in so weit gefügt, daß er vor der Hand seinen Neubekehrten die rein bürgerlichen und politischen Vorrechte, Sitten und Einrichtungen ihrer Kasten ließ. Er verpflichtete sie nicht zum Verkehr mit den niederen Kasten, er betonte wiederholt, daß durch das Christenthum der Adel und Vorzug des Geschlechtes nicht verloren gehe. Die Gründe zu diesem Vorgehen sind ebenfalls aus der früheren Darstellung klar. Er stellte das Christenthum hin als eine Sache, welche die rein bürgerlichen und gesellschaftlichen Ehrentitel, Höflichkeitsformeln, Sitten und Gebräuche nicht gewaltsam umstürze und vernichte — es sei zwar das Christenthum die Religion für alle Kasten und alle seien zu dessen Annahme verpflichtet, weil eben Ein Gott und Vater Aller für Alle sein Gesetz gegeben. Was in der Beibehaltung der indischen Kasten noch Bedenkliches vorlag — die Ausschließlichkeit und Abgeschlossenheit, die Furcht sich zu entwürdigen durch den Verkehr mit den niedrigen Kasten — dessen Beseitigung glaubte er der Zeit und dem immer mächtiger werdenden Einflusse des Christenthumes überlassen zu müssen; es schien ihm gerathener, nach und nach die übertriebenen Kastenunterschiede durch das Gesetz der Liebe und durch all' die Wahrheiten des Christenthums, welche dem Menschen und zwar jedem seine wahre und volle Würde zuerkennen, zu verwischen, als durch eine für die Inder so unausstehliche Forderung die Ausbreitung des Christenthums zur baaren Unmöglichkeit zu machen. Der bisherige Erfolg hatte einen Theil seiner Berechnung vollständig bewährt. Während P. Fernandez volle vierzehn Jahre hindurch keine einzige Bekehrung erzielt, trug die Methode des P. de' Nobili in kurzer Zeit die herrlichsten Früchte. Mit der Beibehaltung des Kastenunterschiedes erlaubte nun der Missionär seinen Neophyten, auch die rein bürgerlichen Abzeichen und den Schmuck ihrer Kasten zu tragen. Er trug ja selbst, wie wir sahen, die Brahminenschnur. Gleicherweise erlaubte er das Tragen des Haarbüschels, Codhumbi genannt, und da bei den Indern eine unbemalte Stirne, eine Stirne ohne allen Schmuck, ebenso auffällig und demüthigend ist, als wollte Jemand bei uns baarfuß oder mit dem Hut auf dem Kopf vor vornehme Personen hintreten, so hatte er mit Gutheißung des Erzbischofes von Cranganur den Christen erlaubt, sich die Stirne mit geweihter Asche[1] aus Sandelholz zu bezeichnen und der Erzbischof hatte selbst die Weiheformel vorgeschrieben. Aber begreiflicher Weise erregten alle diese Umstände bei den der Sache ferner Stehenden Bedenken. Man fand es auffallend und gefährlich, daß P. de' Nobili die Kleidung und Lebensweise eines Brahminen angenommen, daß er sich Guru nennen und andere aus dem Heidenthume herübergenommene Namen gebrauchen lasse; man mißbilligte es als dem Geiste des Christenthums widersprechend, daß er für die höheren Kasten eine eigene Kirche habe und den Verkehr und Umgang mit den Christen der Fischerküste, die in Madura wohnten, öffentlich wenigstens, meide und deren Kirche nie besuche. Und wie leicht waren die der Landessitten weniger Kundigen dazu geneigt, auch in den rein bürgerlichen und politischen Abzeichen und Schmuckgegenständen Überbleibsel und Symbole des Götzendienstes zu sehen? Daß somit das Verfahren des P. de' Nobili über kurz oder lang auf Widerspruch stoßen und Alarm erregen mußte, läßt sich dem Gesagten gemäß von selbst erwarten. Und so geschah es auch. Der erste, der den Obern der Gesellschaft seine Bedenken mittheilte, war der schon mehrmals genannte P. Fernandez. War es verletzte Eitelkeit — er hieß der Prangui-Priester und P. de' Nobili protestirte feierlich und öffentlich gegen eine solche Benennung, er war verachtet und P. de' Nobili als vornehmer Brahmine geehrt — war es eine menschliche Regung des Neides — er hatte bei vierzehnjähriger Arbeit keine Bekehrungen erzielt und P. de' Nobili in Kurzem eine blühende Christengemeinde aus den höchsten Klassen von Madura sich gebildet — war es unzeitiger Eifer und Unkenntniß der Sachlage? Letzteres scheint das Wahrscheinlichere. Von Eitelkeit und Neid möchte wohl P. Fernandez völlig frei zu sprechen sein, da in den Briefen des P. de' Nobili sowohl als in denen des Provinzials seiner Tugend und seinem Eifer das glänzendste Zeugniß ausgestellt wird. Aber er war der Sprache und der hl. Bücher der Inder unkundig; das allein schon mußte ihm ein Urtheil über Ausdrücke und Gebräuche und deren Zusammenhang mit dem Heidenthum erschweren, oder richtiger unmöglich machen; außerdem kannte er die Vorgänge in der Gemeinde des P. de' Nobili nicht aus eigener Anschauung,

[1] P. Robert trug die Form eines Vierecks als Zeichen des Doktors; die Neophyten die ovale Form.

sondern war da auf die Aussagen seiner Paraven angewiesen, und wie leicht konnten sich diese durch das Betragen der Christen aus den höheren Kasten gekränkt und abgestoßen fühlen! Sie galten eben als Pranguis.

P. Fernandez zögerte auch nicht, seine Bedenken dem Provinzial mitzutheilen. Doch so lange P. Laërzio dieses Amt bekleidete, wurde kein Gewicht darauf gelegt; denn dieser hatte die Angelegenheit selbst reiflich erwogen und stützte sich mit seiner vollen Billigung derselben auf das Urtheil und Ansehen des Erzbischofs von Cranganur, zu dessen geistlicher Gerichtsbarkeit Madura gehörte. Zudem gaben ihm seine eigenen Untersuchungen über diese Frage volle Gewißheit über das Erlaubte und Zweckmäßige des von P. de' Nobili eingehaltenen Verfahrens. Doch P. Fernandez brachte es nicht über sich, seine Bedenken zu unterdrücken und dem Urtheile zweier so erprobter Männer, die zudem noch seine Vorgesetzten waren, beizutreten. Als daher P. Perez Provinzial wurde, erhob er bei ihm sowie auch bei dem Visitator P. Nikolaus Pimenta neuerdings Klage, verfaßte zugleich eine umfangreiche Denkschrift über diese Angelegenheit und überreichte diese sowohl seinen Obern als den Patres von Cotschin und Goa. Die ganz einseitige und übertriebene Darstellung des P. Fernandez, welche zu ergänzen und zu berichtigen die Patres keine Mittel hatten, verfehlte den Eindruck, auf den sie berechnet war, durchaus nicht. Einmüthig erklärten sich alle Patres gegen das System des P. de' Nobili, und P. Pimenta, der Visitator, ließ ihm sogleich strenge Gegen-

Muttergottes-Kirche zu Tschila (Ceylon).

befehle zukommen. Doch nun legte sich der Erzbischof von Cranganur, zu dessen Sprengel Madura zählte, in's Mittel und erklärte, P. Robert habe in allen Stücken nach seinen Befehlen und mit seiner Gutheißung gehandelt. Er berief ihn nach Cotschin und versammelte dort alle Patres und die übrigen Theologen seines Sprengels zu einer Synode, P. de' Nobili vertheidigte selbst seine Sache und wies die Entstellungen, Einseitigkeiten und falschen Voraussetzungen der Denkschrift des P. Fernandez so deutlich und überzeugend nach, daß die ganze Versammlung seinem Verfahren lauten Beifall zollte.

Der erste Sturm schien glücklich beschworen zu sein.

Unterdessen fing man allseitiger an, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, und wie es bei derlei Anlässen zu geschehen pflegt, waren die Meinungen getheilt. Wer, wie z. B. die zu Goa versammelten Jesuiten, nach dem Eindrucke der genannten Denkschrift sein Urtheil abgab, erklärte sich als entschiedener Gegner des P. de' Nobili und verwarf dessen „Unbequemung" an die „heidnischen Gebräuche" unbedingt; wer hingegen, wie der Erzbischof von Goa und Primas von Indien, Alexis Menesez, den Stand der Frage und die Gründe des P. Robert eingehender prüfte und größere Kenntniß der Inder und ihrer Sitten zur Bildung seines Urtheiles mitwirken lassen konnte, der war ganz auf Seiten des P. de' Nobili. Die Erklärung des Erzbischofs von Goa fiel um so bedeutender in's Gewicht, da derselbe früher auf einer Synode zu Diamper selbst den Gebrauch der Brahminenschnur untersagt hatte, jetzt aber,

durch die Gründe des P. de' Nobili eines Bessern belehrt, seine eigene Anordnung zu widerrufen keinen Anstand nahm. Ja, er fügte noch die denkwürdigen Worte bei: „Wollte Gott, daß P. Robert mehr Nachahmer seiner Tugenden als Verleumder seines Benehmens hätte. Ich für mich wollte, um nur eine Seele zu retten, gerne tausend Brahminenschnüre tragen!" Doch die Gegner wurden dadurch nicht zur Ruhe gebracht, und zu diesen zählten noch immer der Provinzial, der Visitator, die zwei Inquisitoren und viele Religiosen anderer Orden. P. de' Nobili ward also angewiesen, während die ganze Sache in Rom anhängig gemacht werden sollte, sich nach den vom Visitator erhaltenen Befehlen zu richten.

Unterdessen war der ganze Streit in Rom ruchbar geworden. Aber unberufene Zwischenträger scheinen sich zumeist der Sache angenommen zu haben: wenigstens traf es sich, daß daselbst die Entstellung der Wahrheit eine wahrhaft ungeheuerliche geworden und die dunkelsten und seltsamsten Gerüchte über den eifrigen Missionär im Umlauf waren. Er habe, hieß es, verblendet von Stolz, eine neue Religion sich gebildet, die ein bunter Mischmasch sei von Christenthum und Heidenthum; als Brahmine stolziere er einher, verachte seine Brüder, habe offen seinem Orden den Krieg erklärt; ja Einige wollten sogar wissen, daß er den Glauben abgeschworen und den Götzen Weihrauch gestreut habe.

Auf diese Nachrichten hin richtete sein Verwandter, Cardinal Bellarmin, der ihn zärtlich liebte, einen Brief an ihn voll Liebe und Schmerz; er beschwört ihn, doch in sich zu gehen, mit seiner Familie, mit seinem Orden, und zumeist mit seiner armen Seele Mitleid zu haben. Der Ordensgeneral aber ließ ihm die strengsten Befehle und Vorschriften zukommen. Wie niederschmetternd mußten diese Briefe dem apostolischen Manne sein! Wie schmerzlich mußte es ihm fallen, sich in dieser Weise verkannt und verleumdet zu sehen, und zwar bei denen, die ihm ein Gegenstand der Liebe und Verehrung waren.

Die glänzenden Aussichten, die ihm seine Geburt eröffneten, hatte er, der Cardinäle und Päpste unter seinen Verwandten zählte, daran gegeben, indem er in die Gesellschaft Jesu eintrat; in der Gesellschaft selbst hatte er sich ein Leben voll Entbehrung und Mühsal gewählt und zu den gewöhnlichen Beschwerden des Ordenslebens noch die größte Entsagung hinzugefügt — und jetzt war er von den eigenen Ordensgenossen, den eigenen Obern in dieser Weise verkannt, gebrandmarkt als Apostat, jedenfalls als ungerathener Sohn gestraft. Mit Thränen in den Augen legt er diese Briefe aus Rom nieder zu den Füßen seines Crucifixes und bringt seinem Heiland das schwerste Opfer seines ganzen Lebens. Dann durchgeht er nochmals prüfend sein Gewissen und seine Absichten, und je mehr er sich prüft, desto klarer wird ihm, es handle sich hier nicht um *seine* Ehre, sondern um die Ehre Gottes und das Heil so vieler Seelen. Als Sohn des Gehorsams schreibt er unmittelbar an seine Obern, daß er sich den erhaltenen Weisungen füge, d. h. er wolle keine Katechumenen mehr zur Taufe zulassen, seine apostolischen Reisen aufgeben und sich darauf beschränken, die bereits herangebildeten Christen zu leiten.

Er war von der Unverfänglichkeit seines Verfahrens und der Gerechtigkeit seiner Sache so überzeugt, daß er glaubte, Jedermann müsse sich auf's Augenscheinlichste davon überzeugt fühlen, wenn er nur sich die Mühe geben wollte, seine Auseinandersetzung anzuhören. Daher suchte er um die Erlaubniß nach, in Goa vor seinen Ordensgenossen sich rechtfertigen zu dürfen. Er bat und beschwor den Visitator, ihn doch nicht ungehört zu verurtheilen. Vergebens. Der Visitator gab zur Antwort: die Sache ist ja sonnenklar; lange Dispute würden nur Staub aufwirbeln und eine an sich so einfache und klare Sache vielleicht verwirren. Alle Bitten und Gegenvorstellungen scheiterten an dem unbeugsamen Sinn dieses Mannes. P. de' Nobili hatte nur noch die Hoffnung, daß der heilige Stuhl ihm werde Gerechtigkeit widerfahren lassen. Um die falschen Anschuldigungen zu zerstreuen, schrieb er zunächst an seinen Ordens-General und an den Cardinal Bellarmin und entwickelte ihnen in einer längeren Denkschrift den Stand der Frage und die Gründe seines Verfahrens.

Der erste Sturm in Rom hatte sich unterdessen gelegt. Bald nach den ersten ungeheuerlichen Nachrichten waren die Berichte des Primas von Indien und des Erzbischofs von Cranganur eingelaufen und hatten der so entstellten Sache ihre wahre Gestalt zurückgegeben, und P. de' Nobili hatte den Trost, schon 1615 von Cardinal Bellarmin einen Brief zu erhalten, worin er ihn tröstete, belobte und ermunterte in seinem so glorreichen Unternehmen fortzufahren; im folgenden Jahre schrieb ihm der General, daß die Angelegenheit nach seinen Wünschen sei entschieden worden, wie ihm der Provinzial bald mittheilen werde. Vier Jahre lang hatte P. de' Nobili und sein treuer Gefährte P. Vico mit Sehnsucht auf diese Entscheidung der Ordensobern geharrt; die schwere Prüfungszeit schien vorüber und sie begannen in Madura mit neuem Eifer die Missionsarbeiten. Ein zweiter Kampf war allerdings glücklich durchgekämpft und beendigt, der Sieg selbst aber noch nicht vollständig errungen.

Einer der Hauptvertheidiger des Missionärs, der Primas von Indien, Alexis Menesez, der die Verhältnisse durch eigene Anschauung kannte, wurde um diese Zeit abberufen und nach Braga versetzt. Die Gegner beeilten sich nun, den neuen Primas Christoph da Sa, einen Hieronymitaner, für sich zu gewinnen. Unschwer gelang es. Denn der neue Erzbischof hatte persönlich keine Kenntniß von den Sitten und Anschauungen der Inder; bei der einseitigen Darstellung des Verfahrens mußte natürlich der Schein gegen P. de' Nobili Zeugniß ablegen und nationale Vorurtheile und Eifersüchteleien thaten auch das Ihrige — kein Wunder also, daß der neue Erzbischof alsbald den P. Visitator, damals P. Palmeiro, zu sich beschied und ihm rundweg erklärte, er sei entschlossen, den „Ärgernissen von Madura" ein Ziel zu setzen; es handle sich durchaus nicht darum, eine an sich klare Frage zu erörtern, doch damit P. de' Nobili sich nicht beklagen könne, solle er sobald als möglich erscheinen und seine Gründe vorlegen; das sei aber eine bloße Förmlichkeit und sollte auch nicht mehr sein, man möge sich auf ein hartes Urtheil gegen P. de' Nobili gefaßt machen.

Auf diese Drohung hin bestürmten mehrere Patres von Goa den P. Visitator, doch einen so hartnäckigen und in seine Ideen verrannten, so stolzen und dem heidnischen Aberglauben verfallenen Menschen, wie P. de' Nobili sei, ohne Verzug aus der Mission zu entfernen. P. Palmeiro selbst war seit langer Zeit dem Systeme des Brahminen-Missionärs nicht günstig; diese Vorgänge bestärkten ihn so in seiner Meinung, daß er nur mit größtem Widerwillen von P. de' Nobili konnte sprechen hören. Er schrieb und befahl ihm, augenblicklich nach Goa zu kommen, um seine Sache zu vertheidigen, oder vielmehr um sein

Urtheil in Empfang zu nehmen. Von Neuem umdüsterte sich der Horizont.

Doch der unerschrockene Kämpfer verliert den Muth nicht, mit allem Fleiße arbeitet er eine umfangreiche Denkschrift zu seiner Vertheidigung und zur Klarstellung der ganzen Sachlage aus. Zugleich läßt er den Erzbischof von Cranganur von dem bedrohlichen Zustande der Frage in Kenntniß setzen; dieser aber versprach ihm, die Sache als seine eigenste Angelegenheit zu betrachten und mit ihm nach Goa zu reisen, um die Sache Gottes und des Heiles der Seelen zu vertreten. Als P. de' Nobili seine Denkschrift vollendet, unterbreitete er sie den Patres von Cotschin; kaum hatten diese von dem Inhalt derselben Kenntniß genommen, als sie auch ganz auf seine Seite traten und ihn ermunterten, mit Zuversicht und Ausdauer seine Sache zu verfechten. Da diese Denkschrift hauptsächlich es war, die einen für ihn günstigen Wendepunkt herbeiführte, so lohnt es sich der Mühe, ein paar Worte über selbe zu sagen.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen, in denen er die Obern seiner vollen Unterwürfigkeit versichert und die Abfassung der Denkschrift aus der Tragweite dieser ganzen Streitfrage für den Bestand oder Untergang der Mission rechtfertigt, führt er die Widerlegung der Anklagen und seine Vertheidigung in vier Abschnitten durch. Zunächst erklärt er die Ausdrücke Guru, Saniassi, Nadschah, Prangui u. dgl. und weist nach, warum er die einen angenommen, die anderen zurückgewiesen habe. Was dann die Gebräuche und Handlungen angeht, so unterscheidet er deren vier Arten: erstens solche, die ihrem Wesen und ihrer Einsetzung nach abergläubisch und götzendienerisch sind, zweitens solche, die an und für sich indifferent, gleichgiltig sind, aber zur Kennzeichnung eines rein bürgerlichen oder politischen Verhältnisses oder Unterschiedes eingeführt wurden (wie z. B., fügt er bei, der gelbe Hut ist, den die Juden in Rom tragen müssen, und an dem man sie erkennt), in die dritte Klasse rechnet er jene, die an sich gleichgiltig sind, aber durch den Gebrauch eine rein religiöse Unterscheidung begründen, z. B. die priesterliche Kleidung, die den Zweck hat, beim Opfer zu dienen; in die vierte Klasse endlich zählt er jene, die eine religiöse und bürgerliche Bedeutung und Bestimmung in sich vereinen können, z. B. Kleidung, Schmuckgegenstände. Die Gebräuche der ersten und dritten Art erklärt er für unerlaubt; die der zweiten für erlaubt, die der vierten für erlaubt, aber nur unter der Bedingung, daß jede abergläubische Bestimmung fern gehalten werde. Er führt nun aus, daß die von ihm zugelassenen Gebräuche: der Haarbüschel, die Brahminenschnur, die Sandelasche, die Bäder keine religiöse Bedeutung haben, was er sowohl aus bestimmten Anzeichen und Vorfällen, als besonders aus den deutlichsten Erklärungen indischer Schriftwerke erhärtet. Zuletzt weist er noch ausführlich darauf hin, wie umsichtig und nachgiebig die Kirche von jeher in Bezug auf jene Volkseigenthümlichkeiten war, welche die Religion und den Glauben nicht gefährdeten und beruft sich auf Vorfälle und Einrichtungen, die in verschiedenen Theilen Indiens unbeanstandet zugelassen wären.

Als P. de' Nobili in Goa mit seiner Denkschrift ankam, ward er vom Visitator mit einer Kälte und Härte empfangen, die eben nichts Gutes ahnen ließen. Kaum grüßte er ihn, von mündlichen Auseinandersetzungen wollte er nichts hören, entfernte sich vielmehr sogleich. P. de' Nobili suchte ihn von Neuem auf und bat ihn, doch seine Denkschrift zu lesen. Um sich des unangenehmen Besuches bald zu entledigen, nimmt er sie an und verspricht sie zu lesen. Damit er sagen könne, er habe dieses gethan, fängt er wirklich an, sie zu durchblättern und hie und da zufällig einige Sätze anzusehen. Da wird er aufmerksam; er sieht die Sache von einem Gesichtspunkte aus behandelt, an den er nicht gedacht, er findet Thatsachen, die er nicht gewußt; Zweifel steigen in ihm auf, ob nicht doch P. de' Nobili im Rechte sei; er fängt an die Denkschrift zu studieren und legt sie als wärmster Freund und Vertheidiger des Missionärs aus der Hand. Er eilt zu ihm und bittet ihn unter Thränen um Verzeihung ob der bewiesenen Härte. Denselben Umschwung der Ansichten und Gefühle brachte die Denkschrift unter den Patres in Goa hervor; auch einer der Inquisitoren, Almeida, der sie gelesen, trat vollständig auf die Seite des P. de' Nobili. Dadurch wurde wenigstens so viel gewonnen, daß auf der Synode von Goa keine Verurtheilung erfolgte. Beide Parteien schickten die Akten und Verhandlungen nach Rom. Almeida schrieb außerdem noch an den Cardinal Bellarmin und an andere und unterrichtete sie genau über die Sachlage, um Entstellungen und Intriguen, die man mit Grund fürchtete, die Spitze abzubrechen. Ebenso sandte er alle in diese Fragen einschlagenden Urkunden und Denkschriften nach Rom und fügte noch die gerichtlich abgelegten Zeugnisse und Aussagen von 108 Brahminen hinzu, die alle Behauptungen des P. de' Nobili über die indische Auffassungsweise der strittigen Punkte bestätigten.

Die Vorgänge in Goa hatten aber dem Pater gezeigt, daß seine Gegner nöthigenfalls auch Intriguen nicht verschmähten, daher hielt er es für gerathen, eine neue Denkschrift abzufassen und selbe dem heiligen Vater zu überschicken. Dann empfahl er nochmals seine Mission am Grabe des hl. Franz Xaver in Goa diesem Apostel von Indien und reiste, begleitet von der Verehrung und den Segenswünschen seiner Oberen und Mitbrüder, nach Madura zurück.

Welche Freude für P. Vico und die Neophyten, ihren vielgeprüften Lehrer und Apostel wieder in ihrer Mitte zu sehen und auf einen siegreichen Ausgang des verhängnißvollen Streites hoffen zu können.

P. Robert hatte die Freude, unter seinen Christen trotz der betrübenden Mißhelligkeiten und aufregenden Zweifel der letzten Jahre noch den alten Eifer und eine stets wachsende Andacht und Hingabe an die heiligen Pflichten der Religion zu finden.

In Rom hatte man unterdessen die Begutachtung der ganzen Angelegenheit auf Befehl des heiligen Vaters dem Großinquisitor von Portugal übertragen und Gregor XV. erließ am 31. Januar 1623 eine Bulle, in der er bis auf Weiteres das Tragen der in Zweifel gezogenen Abzeichen gestattete [1].

[1] Es ist hier nicht der Ort, die später neu auftauchenden Streitigkeiten über die malabarischen Gebräuche vorzulegen; nur soviel sei zur Würdigung der Ansichten und des Verfahrens unseres Missionärs noch bemerkt, daß sich schließlich seine Grundsätze als durchaus haltbar und angemessen, seine Praxis als durchaus unverfänglich, ja allein zweckdienlich herausgestellt haben. Was P. de' Nobili von jenen Gebräuchen den Christen gestattete, das wird auch heutzutage im Allgemeinen den indischen Christen gestattet. Wer sich über das Maß des Erlaubten und die heutigen Übungen unterrichten will, dem sei das Buch von P. Gallo S. J. empfohlen: Suppetiae Evangelii praeconibus qui Madurensem missionem excolunt peramanter oblatae, Romae 1872, namentlich der 2. Band. Wir begnügen uns, zu bemerken, daß er es nicht bloß für erlaubt hält, den Kastenunterschied zu dulden, sondern daß er sogar von schwerer Schuld diejenigen Missionäre nicht freispricht, die durch Bekämpfung der Kasten die christliche Religion der Verachtung der Heiden preis geben und so der Ausbreitung des Christenthums die größten Hindernisse entgegensetzen (vol. II. p. 65).

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Kiangnan. Wir haben bereits mehrmals von diesem Vikariat und ihrer berühmten Anstalt von Si-ka-wei gesprochen und denken auch später noch einmal ausführlich darauf zurückzukommen, um an ihrem Beispiele in einer eingehenden Statistik die Erfolge der neuen katholischen Mission darzulegen. Heute wollen wir nur eine kurze Schilderung mittheilen, die nicht so sehr ihres Inhaltes wegen, als vielmehr besonders um der Quelle willen, aus der wir sie entnehmen, interessant ist. Sie findet sich nämlich im Feuilleton der Neuen Freien Presse, also des liberalsten und kirchenfeindlichsten Wiener Journals, und kann somit als neues Zeugniß dienen, daß auch unsere Gegner, sobald sie nur einfach und unparteiisch ihre Eindrücke über kirchliche Anstalten niederschreiben, der Kirche und den kirchlichen Missionen Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Der Feuilletonist, wie es scheint ein österreichischer Marineoffizier, schreibt also:

„Es war in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in dem uns so rasch liebgewordenen Shanghai, als uns zwei Patres der berühmten Jesuiten-Mission von Zi-ca-wei (Si-ka-wei) an Bord besuchten. Der wachhabende Matrose kündigte uns mit ganz verblüfftem Gesichte und mit den Worten: „Zwei europäische Chinesen kommen an Bord!" den unerwarteten Besuch an. Noch hören wir die derbgehaltene Desavouirung dieser Meldung von Seite eines anderen Matrosen, der zum ersterwähnten in selbstbewußtem Tone meinte: „Dummer Kerl, siehst's nit, es sind ja chinesische Europäer." Ich muß aufrichtig bekennen, daß auch mich die Erscheinung dieser in der einfachen chinesischen Tracht gekleideten Herren anfangs überraschte. Sie trugen einen langen weißen Talar, ihr Haupt war unbedeckt und bis auf den Scheitel glatt rasirt; dort oben hatte ein langmächtiger, blondhaariger Zopf seinen Ausgangspunkt. Blonde Haare und eben solche Bärte, wie sie die Patres trugen, kommen bei den Chinesen niemals vor und sind mit dem uns vorschwebenden Bilde eines ächten Chinesen unverträglich, weßhalb wohl ein Theil des geschilderten Eindruckes der Überraschung auch diesem Umstande zugeschrieben werden muß.

Schon nach den ersten Begrüßungen hatten wir uns an den fremdartigen Anblick gewöhnt. Zudem war einer der Patres ein geborener Deutscher, eine noch jugendliche athletische Gestalt von einnehmendem Wesen. Der andere, etwas älter, war ein Bretagner, lebhaften Charakters und heiteren Gemüthes. Im Laufe der vielsprachig geführten Conversation wurden wir mit den Verhältnissen und Aussichten der Katholiken in China bekannt gemacht. Der Wirkungskreis dieser Mission, gewiß der größten aller bestehenden, erstreckt sich über zwei Provinzen China's, die zusammen ungefähr fünfundvierzig Millionen Einwohner zählen. Der größte Theil der Patres, es sollen ihrer sechzig sein, lebt im Lande zerstreut als Seelsorger, und dieses Zusammenleben unter den Chinesen und hundert Meilen im Innern des Landes machte die Annahme der landesüblichen Kleidung zur absoluten Nothwendigkeit und erwies sich den Zwecken der Mission sehr zuträglich. Bisher sollen durch dieselbe 68,000 Chinesen der katholischen Religion gewonnen worden sein. Der größte Theil dieser Bekehrten ist aber um und in Shanghai concentrirt [1].

Eine Einladung der Patres, sie in ihrer Residenz zu Zi-ca-wei zu besuchen, wurde mit Vergnügen angenommen und, da das Wetter hiezu günstig war, noch am selben Tage zur Ausführung gebracht. Zi-ca-wei ist von Shanghai aus in fünf Viertelstunden per Wagen zu erreichen. Auf guter Straße durchfährt man die unabsehbare Ebene, die, einem riesigen Garten gleich, den Lauf des Yang-tse-kiang und jenen des nördlicher fließenden Hoan-ho-Stromes bis tief in's Innere China's begleitet. Reisfelder und Baumwoll-Plantagen wechseln mit frischgrünen Parkanlagen ab.

Kein Stückchen Landes liegt brach, und in den Feldern wird fleißig gearbeitet. Chinesische Mädchen in dunkelblauen Anzügen mit großen Strohhüten sammeln die blendend weiße Wolle von den niedrigen Stauden, die in schnurgeraden Reihen angepflanzt sind. Oft rollte unser Wagen längs einem der breiteren oder schmäleren Schiffahrtkanäle, die in großer Zahl die ganze Ebene durchziehen und die Bewässerung der Felder so sehr erleichtern. Einfache, äußerst sinnreich, ohne Mörtel konstruirte Steinbrücken, die aus einem Systeme mächtiger Steintrilithen bestehen, verbinden die hohen Uferseiten. Auf dem Wasser aber gibt es ganze Karawanen von Lastbooten, von schwimmenden starkbesetzten Omnibussen und schnellen Postbooten. Die letzteren zählen unter die eigenthümlichsten Einrichtungen dieses merkwürdigen Landes. Lange, schmale Boote mit einem gedeckten Raume in ihrer Mitte, der zur Aufnahme der Sendungen dient, vermitteln diese Fahrzeuge den Postverkehr zwischen den Städten China's. Der große Häuserkomplex von Zi-ca-wei mit seinen reichen Gartenanlagen, Giebeln und Thürmchen hob sich schon von weitem vom lichten Gewölke des Horizontes ab. Das schloßartige dreistöckige Hauptgebäude der Mission überragte um ein Bedeutendes alle Zu- und Anbauten, welche dort mit der Zeit durch die Erweiterung der Thätigkeit der Patres entstanden waren. Es schien, als näherten wir uns einer kleinen europäischen Stadt, so ausgedehnt ist die ganze Anlage. Sie gewährt in der Umgebung ärmlicher Chinesendörfer einen recht freundlichen Anblick und zeugt bis in die kleinsten Einzelnheiten von einem nicht unbedeutenden Wohlstande.

Mit großer Zuvorkommenheit wurden wir empfangen und nach eingenommenem kleinen Imbisse, der niemals fehlen darf, vom Prior zur Besichtigung der Mission eingeladen.

Wir durchschritten die Schulen, wo Chinesenknaben und Mädchen in der Muttersprache unterrichtet werden und wo auch Englisch und Französisch gelehrt wird; wir besichtigten die naturhistorischen Sammlungen, die eben in der Aufstellung begriffen sind, bewunderten die schönen Holzschnitzereien in der Missionskirche und besuchten dann auch das in einem hübschen Parke isolirt stehende Observatorium, wo die neuesten selbstregistrirenden Apparate für meteorologische Angaben in Thätigkeit sind und wodurch sich Zi-ca-wei zur bedeutendsten meteorologischen Station Ostasiens aufgeschwungen hat. In Astronomie wird hier gleichfalls tüchtig gearbeitet und auch gelehrt.

Die Missionsbibliothek ist ziemlich reichhaltig und besitzt eine große Menge aller jemals von Jesuiten herausgegebenen Werke. In der Abtheilung für chinesische Literatur zeigte man uns einige berühmte altchinesische Werke und auch eines über Astrologie mit gemalten Zeichnungen. Nichts ist einfacher, als die Theorie dieser chinesischen Astrologie. Ihre Entwicklung ist mit jener des „ächten ägyptischen Traumbüchels" nahe verwandt. Sieht man, um ein Beispiel anzuführen, die Sonne mit einem schwarzen Flecke außerhalb der Scheibe, so bedeutet das: „Die Reiter werden siegen." Geht ein Regenbogen mitten durch die Sonne, so wird Hungersnoth eintreten, oder sieht man drei Spieße unter der Sonne, so sterben alle Fische im Lande.

Weit mehr als das oben genannte mysteriöse Werk interessirte mich die alte, aber vortreffliche Karte des chinesischen Reiches, welche

[1] Die Zahl der Katholiken des Vikariates betrug 1870 bereits 80,856. Sie ist jetzt weit bedeutender, würde aber jetzt schon die 100,000 überstiegen haben, wenn nicht in den schrecklichen Rebellenkriegen in den Jahren 1861—64 gegen 10,000 Christen umgekommen wären. A. d. R.

im siebenzehnten Jahrhundert von der ersten, später vertriebenen Jesuiten-Mission auf Grund genauer Forschungen und Beobachtungen entworfen und veröffentlicht worden war. Noch jetzt ist sie die Grundlage für die politische Eintheilung des Landes. Ein besonders werthvolles Stück der Bibliothek, ein Geschenk des Kaisers von China, ist ein großes Album mit schönen Stahlstichen, auf welchen die Mandschu-Kämpfe bei Eroberung China's meisterhaft dargestellt sind. Das jetzt seltene Werk ist sehr umfangreich und wurde, wenn ich nicht irre, unter Ludwig XIV. von französischen Künstlern gestochen.

Die Zeit drängte. Wir mußten darauf verzichten, die humanitären Anstalten der Mission zu besuchen. Im Waisenhause werden Säuglinge aufgezogen, welche entweder von armen Eltern (chinesischen Christen) dahin gebracht oder aber von der Straße aufgelesen werden. Leider herrscht in China die widernatürliche, aber vom Gesetze geduldete Unsitte des Aussetzens neugeborener Kinder. Erbarmt sich keine milde Hand dieser armen Kinder, so gehen sie elend zu Grunde. Wir bemerkten auf der Straße besondere Behälter, die wie kleine Thürme aussehen, wo die Leichen ausgesetzt gewesener Kinder gesammelt werden. Ob zur Beschleunigung der Procedur nicht auch noch lebende Kindlein hineingethan werden — wer weiß das und wer kümmert sich darum!

Die nicht bedeutende Entfernung Zi-ca-wei's und die freundliche Aufnahme, welche Jedermann in der Mission findet, machen diese Niederlassung zu einem beliebten Ausflugsorte für die Fremden Shanghai's."

Polynesien.

Sandwich-Inseln[1]. Die drittgrößte Insel des Sandwich- oder Hawaiischen Archipels ist Maui, das auf 35 Quadratmeilen nach der Zählung vom 27. December 1872 nunmehr 12,334 Einwohner zählt. Unter ihnen wirken zwei deutsche Missionäre aus der Diözese Trier, nämlich die PP. Rupert Lauter und Bonifaz Schäfer, Priester der Gesellschaft der hh. Herzen. Einem Briefe des ersteren derselben vom 14. October 1874 entnehmen wir Folgendes:

„Im Monat August hatten wir die Ehre, Se. Majestät den König des hawaiischen Reiches drei Tage lang als Gast zu bewirthen. Er hatte seinen Besuch bei Zeiten angekündigt und so konnten wir die Empfangsfeierlichkeiten vorbereiten. Fünfzig Sänger und fünfundzwanzig Musikanten wurden aufgeboten und brachten ihm zur Begrüßung ein Ständchen, das selbst in Europa einige Anerkennung gefunden haben dürfte. Unsere Insulaner haben nämlich, nebenbei bemerkt, besonders günstige Anlagen für Musik und Gesang. Entlehne ich z. B. meinem Trier'schen Gesangbuch, das mein ganzes Repertorium für den Gesang bildet, eine neue Melodie und singe ihnen diese mit untergelegtem oceanischem Texte vor, so singt jeder alsbald aus dem Stegreif eine eigene meist fehlerlose Begleitung dazu. Kurz, der König war entzückt über unsere musikalischen Produktionen, und ebenso über den Vortrag des P. Bonifaz Schäfer. Er antwortete in herzlichster Weise und dankte mit dem schmeichelhaften Lobe, er sei nirgends so glänzend empfangen worden als bei uns. Am folgenden Tage war für die Insulaner erst das eigentliche Fest — nämlich der Festschmaus, bei dem es nach oceanischen Begriffen hoch herging. Hören Sie nur! Fünfhundert Mann fanden sich dazu ein. Vier Ochsen und sechs Schweine wurden geschlachtet, in Stücke zerlegt, diese sorgfältig in Blätter eingewickelt und nach Landessitte gebraten. Das Verfahren ist folgendes: Man füllt ein großes Loch im Boden mit Holz an, steckt dieses in Brand und wirft auf die heiße Asche Steinplatten, die sich bald beträchtlich erhitzen. Auf diese Steine legt man das Fleisch, deckt es mit Blättern zu und verstopft das Loch sorgfältig. In Zeit von drei Stunden ist das Fleisch gebraten und Jeder erhält seine Portion auf einem Blatte als Teller aufgetragen. Um das Festmahl vollends feierlich zu machen, bekam jeder Gast noch eine Schale Poi, der berühmten Lieblingsnahrung unserer Insulaner. Diese Speise liefert der Brodbaum, dessen reife Frucht in den Boden gesteckt und mit Blättern der sogenannten Tipflanze bedeckt einen Gährungsprozeß durchmacht. Dieser Brei wird alsdann zu einer Art Brod verbacken und dieses gibt in Wasser aufgelöst den beliebten Poi, oder die Popoi-Suppe[1]. Wie sehr waren die Kanaken mit diesem Festmahl zufrieden! Alles lief in der besten Ordnung ab, der König selbst nahm an Allem Theil und sandte uns nachträglich zur Erinnerung sein und seiner königlichen Gemahlin Porträt. Er theilte uns seinen Plan einer Reise nach Amerika und Europa mit und begehrte von uns ein Schreiben an den hl. Vater. Als wir ihm von den kirchlichen Zuständen in Deutschland sprachen, äußerte er, die aus ihrem Vaterland ausgewiesenen Priester möchten nur in sein Königreich kommen, er und seine Regierung würden sie mit offenen Armen empfangen. Gebe Gott, daß die uns günstigen Gesinnungen des Königs Stand halten! Möchte er vor Allem die so nachtheiligen Schulgesetze aufheben, nach denen es uns fast unmöglich ist, katholische Schullehrer heranzubilden. Bis jetzt werden nämlich nur denen Lehrpatente ausgefertigt, die auf der Staatsnormalschule ihre Bildung genossen haben; dahin aber können wir unsere Jugend nicht schicken, weil sie daselbst unter calvinischen Lehrern eine rein protestantische Erziehung erhielten und auch dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen genöthigt würden. Es bleibt demnach nichts anderes übrig, als daß der Missionär selbst Schule hält; das hindert aber anderweitige Thätigkeit bedeutend. Verschiedene Versuche unseres apostolischen Vikars haben noch nicht zu dem gewünschten Erfolge geführt. Im Allgemeinen macht unsere Mission Fortschritte. In den letzten Jahren erbauten wir mehrere Kirchen, so daß wir jetzt in unserem Distrikte deren acht zählen. Zwei Drittel der Bevölkerung sind katholisch. Auch auf die umliegenden Inseln machen wir, so viel die Zeit es erlaubt, apostolische Ausflüge. Neulich besuchten P. Schäfer und ich die Insel Molokai. Unsere Anwesenheit trug gute Früchte; wir konnten bald 40 Erwachsene taufen, und da die Bewohner dem Christenthum sich geneigt zeigten, blieb P. Schäfer noch längere Zeit daselbst. Ich aber hätte auf der Heimfahrt mit meinen vier Kanaken bald Schiffbruch gelitten. Ein starker Wind setzte unserem gebrechlichen Fahrzeug hart zu, das Wasser drang von allen Seiten ein und ich hatte Mühe genug, mit Hilfe meines breiten Hutes das Wasser auszuschöpfen. Außerdem mußte ich meinen Ruderern, die vor Angst entsetzlich schrieen, noch recht tapfer Muth zusprechen. Glücklicher Weise legte sich der Wind nach einiger Zeit und wir kamen mit dem Schrecken und einigen tüchtigen Sturzbädern davon."

Tahiti. Außer dem Vikariate der Sandwich-Inseln verwaltet die Gesellschaft der hh. Herzen in Polynesien noch zwei andere Vikariate, nämlich Tahiti, das die Gesellschafts-, die Gambier- und die Paumotu-(Tuamotu-)Inseln umfaßt, und Nukahiva oder die Maokesas-Inseln. Seitdem die seeleneifrigen Priester dieser Congregation auf jenen Inseln ihre Wirksamkeit entfalten, haben sie dem Protestantismus, der die unglücklichen Insulaner an sich zu reißen drohte, nicht nur Einhalt geboten, sondern ihm auch bereits einen so großen Theil seiner Beute entrissen, daß beinahe auf allen jenen zahlreichen Eilanden theils kleine, theils größere katholische Gemeinden sich gebildet haben und einige Inseln sogar nur mehr katholische

[1] Vgl. 1873 S. 115. 1874 S. 61, 225, 264.

[1] Eine Abbildung des Brodbaumes (Artocarpus incisa) zeigt das Landschaftsbild von Tahiti zur rechten Hand; links im Vordergrund die Tipflanze (Cordyline australis, eine Art Kohlpalme), hinter derselben eine Bananenstaude, überragt von einigen Cocospalmen, dem wahren Lebensbaum vieler polynesischen Inseln.

Einwohner zählen. Noch immer aber dehnen sie ihre Thätigkeit weiter aus, und jedes Jahr beinahe fügt eine neue Insel zu dem der katholischen Kirche unterworfenen Gebiete. Über die jüngste dieser Eroberungen berichtet P. Georg Eich, aus der Kölner Erzdiözese, in einem Briefe vom 1. August und einem weiteren vom 25. September 1874. Dem ersten Briefe entnehmen wir Folgendes:

„Die neue Mission auf Eimeo oder Moorea, einer Insel fünf Stunden westlich von Tahiti, wurde vor zwei Jahren durch zwei unserer Patres mit Eröffnung einer Schule begonnen. Ein protestantischer Häuptling räumte ihnen vorläufig die Hälfte seiner eigenen Hütte zur Wohnung und Kapelle ein. Als ich im October vorigen Jahres anlangte, hatten sie bereits eine kleine Kirche und eine Schule erbaut und in letzterer gute Erfolge erzielt. Ein Haupthinderniß unseres gedeihlichen Wirkens ist die herrschende Sittenlosigkeit unter den von den protestantischen Sendlingen „Bekehrten". Denn Sie müssen wissen, daß die ersten protestantischen Prediger, welche in die Südsee gekommen waren, hier im Jahre 1797 landeten. Ihre Anzahl belief sich auf siebzehn. Als sodann im Jahre 1808 König Pomare II. von Tahiti in der Hoffnung auf den Schutz der Engländer das Christenthum dem Namen nach angenommen hatte, folgte die ganze Insel seinem Beispiele. Aber, lieber Gott! was für eine Bekehrung! Pomare entsagte nie seinem wüsten Leben; er starb 1821 in Folge seiner Ausschweifungen. In gleicher Weise fuhren die „bekehrten" Unterthanen fort, allen heidnischen Lastern zu fröhnen; die Polygamie ist an der Tagesordnung; die Prediger, gestützt auf den Text: Alles, was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöst sein, nehmen auf die nichtssagendsten Gründe hin Ehescheidungen vor und gestatten neue Verbindungen. In manchen Fällen wird dazu nicht einmal die Vermittelung des Predigers erfordert. Verläßt ein Theil die Insel oder auch nur die Ortschaft, um anderswo seinen Wohnsitz aufzuschlagen, so darf der zurückgelassene Theil ohne Weiteres zu einer neuen Verbindung schreiten. Vor einigen Tagen traf ich eine Frau, die eine eifrige Christin sein will, auch monatlich das (protest.) Abendmahl empfängt, die aber bereits achtmal verheirathet war. Ihre acht Männer leben noch insgesammt und alle haben seitdem wieder neue Ehen abgeschlossen. Heirath und Trennung kostet ja nur einen Piaster! Sie begreifen, wie sehr diese Lockerung und Verwilderung der Sitten dem wahren Christenthum hinderlich in den Weg tritt. Nehmen Sie dazu noch die abgeschmacktesten Verleumdungen von Bilderanbeterei, Papstvergötterung u. dgl., welche diese Diener am reinen Wort über uns verbreiten, und die Warnungen, die sie vor uns als Wölfen und leibhaftigen Antichristen an ihre Schäflein ergehen lassen, so haben Sie das zweite Kapitel unserer Schwierigkeiten. Trotz alledem macht das Bekehrungswerk Fortschritte. Die Insulaner hören mich gern an, bewundern die Erhabenheit unserer heiligen Religion und erfassen gut die Beweise für die Wahrheit der katholischen Kirche. Den gröbsten Schimpfreden und den erbittertsten Angriffen setze ich Sanftmuth entgegen. Das macht meine Insulaner nachdenklich. Sie fragen mich um die Ursache, und ich antworte ihnen mit den Stellen des Evangeliums, in denen der Heiland den Seinigen Lästerung und Verfolgung in Aussicht stellt. So schwindet nach und nach die Scheidewand, welche die Prediger zwischen uns und ihren Schülern aufzurichten bemüht waren. Mehrere Häuptlinge haben schon um einen katholischen Priester gebeten. Die Protestanten selbst beginnen zu sagen: unsere Religion stirbt und in einigen Jahren wird die ganze Insel katholisch sein."

Eine Landschaft auf Tahiti.

Ein weiterer Brief desselben Missionärs vom 25. September bestätigt die angeregten Hoffnungen. Wir entnehmen außerdem dem Schreiben folgende Einzelheiten: „Der 16. Juni wird den braven Einwohnern Atine's noch lange im Gedächt-

niß bleiben. Wir feierten die erste heilige Communion der Kinder. P. Latuin hatte sie während drei Monate auf diesen großen Tag vorbereitet und bat mich, durch dreitägige Exercitien das Werk zu vollenden. In diesen Tagen konnte ich so recht das Walten der göttlichen Gnade in den unschuldigen Kinderherzen bewundern. Alle Erstcommunicanten gewährten mir durch ihr musterhaftes Betragen einen süßen Trost. Vor der heiligen Handlung trat ein Kind in die Mitte der Kirche und bat im Namen Aller die Eltern um Verzeihung; das war ein rührender Augenblick, der auf alle Erwachsenen einen tiefen Eindruck machte. Nachmittags fand die Erneuerung der Taufgelübde statt; dann weihten sich die Kinder dem heiligsten Herzen in einer einfachen, aber ergreifenden Feier.

Am 8. September wurden die jährlichen geistlichen Übungen für die einheimischen Katechisten abgehalten. Im Distrikte Papeari ist eine neue Kapelle erbaut und vom apostolischen Vikar eingesegnet worden. Die Insel Clermont Tonnerre, eine der Inseln des Paumotu-Archipels, ist nunmehr gänzlich für den Katholicismus gewonnen. Es gebricht uns nur an Arbeitskräften. Die umliegenden Inselgruppen, die Tubai-Inseln, der Cooks-Archipel u. s. f. haben, wie Sie wissen, noch keinen katholischen Missionär gesehen; auch meine Insel Eimeo bedarf der Hilfe, um die Ernte, die zu reifen beginnt, einzusammeln. Der liebe Gott möge daher recht viele Arbeiter in seinen Weinberg senden."

Vereinigte Staaten Nordamerika's.

Am 23. November v. J. schifften sich zu Antwerpen dreizehn deutsche Schwestern vom dritten Orden des hl. Franziskus ein, um in der großen nordamerikanischen Republik sich einen Wirkungskreis zu suchen, den ihr Vaterland ihnen verschloß. Acht dieser Schwestern gehörten der Aachener Congregation an, welche sich der Pflege der Armen und Kranken widmet, die fünf anderen der Capellener Congregation, welche die Erziehung und den Unterricht zur Aufgabe hat. Einen längeren Bericht über diese Reise hat eine der Capellener Schwestern an ihren Bruder, einen Jesuiten, gesendet, und durch dessen Güte sind wir in den Stand gesetzt, den Brief, insoweit er ein allgemeines Interesse beansprucht, hier mitzutheilen; wir thun dieses um so lieber, weil er uns zeigt, mit welcher Großmuth und Munterkeit die Schwestern harte Opfer darzubringen verstehen. Der Brief ist datirt aus Buffalo, vom 30. December 1874.

„Wenn das Sprichwort: „„Was etwas kostet, ist etwas werth““, die Wahrheit sagt, dann dürfen wir uns doppelt unserer Reise über den Ocean freuen, denn sie hat uns wirklich etwas gekostet. Der erste Tag unserer Seefahrt war schön, dann aber folgten acht Tage ununterbrochenen Sturmes, so daß wir keinen Fuß auf's Verdeck setzen durften; dabei war die Bewegung des Schiffes so stark, daß wir nur mit beiden Händen an einen festen Gegenstand angeklammert uns in aufrechter Stellung halten konnten und Schüsseln und Teller auf dem Boden herumtanzten. Da fühlten wir so recht die Ohnmacht des Menschen gegenüber der Wuth der tobenden Elemente. Die Wellen thürmten sich haushoch zu beiden Seiten des Schiffes und obgleich unsere Kabinen sich auf dem Verdecke befanden, sandte uns der schäumende Ocean dennoch ab und zu seine Grüße in recht unwillkommener Weise durch die verschlossenen Thüren und Fenster. Das Unangenehmste bei der Geschichte war, daß die See auch von uns ihren Tribut verlangte und wir ihn sehr reichlich zahlen mußten. Was Du mir von Willenskraft gesagt hast, ist sehr schön, leider aber nutzte es uns nichts in unserer erbärmlichen Lage; nolentes volentes, wir mußten zahlen. In der Nacht vom 28. auf den 29. November hatten wir einen förmlichen Orkan, welcher auf dem Schiffe mehrere Unglücksfälle im Gefolge hatte. Einer der Kellner wurde auf dem Verdeck von einer Welle gefaßt und mit solcher Gewalt an ein Eisengeländer geschleudert, daß ihm der Vorderkopf in der Länge einer Hand bis auf's Gehirn gespaltet wurde. Nach unserer Ankunft in New-York wurde er von den Aachener Schwestern in ihr Hospital aufgenommen. Ebenso zertrümmerte eine Welle in der Nacht die Kabine eines andern Kellners und schwemmte seine ganze Habe über Bord. Gegen Morgen endlich wurde auch noch der Koch mehrere Fuß weit über das Verdeck und dann zu Boden geworfen, so daß der Arme ein Bein brach. Es war ein Glück, daß wir in den Aachener Franziskanerinnen so geschickte Krankenwärterinnen an Bord hatten, die sich der Verwundeten mit der größten Liebe und Aufmerksamkeit annahmen.

Am Feste des hl. Franziskus Xaverius (3. December) hatten wir zum ersten Male wieder schönes Wetter; wir konnten daher auch auf dem Verdecke die hl. Messe feiern, d. h. gemeinschaftlich die Meßgebete lesen und die dazu gehörigen Lieder singen. Um dem schlechten Wetter zu entgehen, hatte unser Schiff eine ganz südliche Richtung eingeschlagen, bis fast zu den Azorischen Inseln; wir machten somit einen Umweg von mehr als 500 engl. Meilen und hatten es dann auch so warm, wie bei uns im Mai und Juni. Das Wetter blieb jetzt ziemlich gut und am Abend des 13. December legten wir uns zur Ruhe mit der frohen Hoffnung, am folgenden Morgen das heißersehnte Land begrüßen und betreten zu können. Das ist nun zwar auch geschehen, aber ganz anders, als wir dachten.

Bereits gegen halb elf Uhr Abends wurden wir in sehr unsanfter Weise aus dem Schlafe geweckt, und zwar durch einen gewaltigen Stoß, der das ganze Schiff erschütterte. In der Meinung, man werfe die Anker, wollte ich schon aufspringen, um auf's Verdeck zu eilen, da erfolgt ein neuer Stoß, zugleich fliezen die Thüren unserer Kabinen auf und man ruft uns hastig zu: „Schwestern, rasch auf! das Schiff ist aufgefahren; die Rettungsboote sind bereit." Unser Schrecken war nicht klein, in drei Minuten waren wir fertig und harrten beklommenen Herzens der Dinge, die da kommen sollten. Die erste Kunde, die uns zukam, war beruhigender Natur. Die anfängliche Befürchtung, das Schiff möchte an der Seite aufgefahren sein und deßhalb in Gefahr stehen umzukippen, hatte sich bei näherer Untersuchung als unbegründet erwiesen; das Senkblei zeigte zu beiden Seiten noch 14 Fuß Wasser und nur das Vordertheil des Schiffes hatte sich in den Sand eingebohrt. Man versicherte uns, daß wir bis zum Anbruch des Tages ohne Gefahr an Bord bleiben könnten, am Morgen würden Remorqueure unseren Dampfer wieder flott machen.

Auf dem Verdecke gab es unterdessen ein wildes Durcheinander; das beständige Hämmern, Rufen, Hin- und Herlaufen der Mannschaft, der klagende Ton des Hilfsignals, das in kurzen Zwischenräumen ertönte, die aufgeworfenen Raketen ꝛc. ließen uns ahnen, daß die Gefahr größer sei, als man uns gestehen wollte. Ab und zu kam auch der erste Steuermann, um uns Nachricht zu bringen, allein auch an ihm merkten wir bald, daß es schlimmer sei, als er uns mit Worten mittheilte. Indessen verhielten wir uns ganz ruhig und beteten; wir wußten ja, daß wir in Gottes Hand standen. Gegen 3 Uhr Morgens vernahmen wir ein merkwürdiges Geräusch vom Verdecke her und auf unsere Erkundigung nach der Ursache erfuhren wir, daß man die Ladung in's Meer zu werfen angefangen habe, da das Schiff, wie wir auch an unserm Salon merken konnten, immer tiefer in den Sand einsank. Als wir gegen 7 Uhr das Schiff verließen, hatte man bereits gegen 3000 Centner Zucker in's Meer geworfen und man beabsichtigte mit dieser Arbeit noch bis um Mittag fortzufahren.

Auf die Nothsignale waren drei kleine Schlepper herbeigeeilt; sie konnten aber, der Ebbe wegen, während der Nacht nichts thun. Um 7 Uhr brachte man uns die Nachricht, daß ein Schiff bereit sei,

uns an's Land zu bringen. Nie werde ich vergessen, mit welchen Empfindungen ich über das Verdeck schritt, das mit Zucker wie mit Schnee ganz bedeckt war. Ich war die erste, welche die schwankende Leiter bestieg; der Capitän und die beiden Offiziere leisteten uns die nöthige Hilfe, und die guten Matrosen schauten ganz betrübt dem traurigen Abzuge der Schwestern zu. Es waren alle so brave Menschen auf dem Schiffe, und wir hatten manchmal Gelegenheit gehabt, uns sowohl an der Freundlichkeit und Gefälligkeit als ganz besonders an dem anständigen Benehmen der ganzen Mannschaft zu erbauen. Mit dem festen Vertrauen, der liebe Gott werde so gute Menschen nicht umkommen lassen, bestürmten wir den Himmel um Rettung des Fahrzeuges.

Glücklich und ohne weiteren Unfall kamen wir alle auf dem kleinen Hilfsdampfer, der uns in zwei Stunden in den ersehnten Hafen von Brooklyn brachte. Von hier telegraphirten wir unsere Ankunft an die Aachener Franziskanerinnen, welche in New-York ein Hospital besitzen. Nach anderthalb Stunden schon trafen zwei jener lieben Schwestern mit einigen Wagen ein und nun ging es nach New-York zum Hospital der Franziskanerinnen. Hier war Alles Liebe und Herzlichkeit, nur deutsche Schwestern, die an Zuvorkommenheit gegen die neuen Ankömmlinge mit einander wetteiferten. Wir blieben von Montag bis Dienstag Abends 7 Uhr in New-York, reisten die Nacht durch und kamen am Mittwoch Nachmittag hier in Buffalo an, wo unsere Schwestern uns mit großem Jubel empfingen.

Drei der mit mir angekommenen Schwestern reisten am nämlichen Tage in Begleitung einer englischen Postulantin nach Columbus Oh., wo ein großes Haus für den neuen Wirkungskreis ihrer wartet. Hier in Buffalo haben wir zwei Klösterchen, jedes mit 7 Schwestern, das eine in der Nähe der St. Michaels-, das andere bei der St. Anna-Kirche. Ich bin im St. Michaelskloster und werde gleich nach den Weihnachtsferien das Vergnügen haben, ein Regiment von 60 wilden, unwissenden Knaben im Alter von 9—12 Jahren zu übernehmen und außerdem noch einige Stunden in der Töchterschule geben. Mit großer Unwissenheit verbindet die amerikanische Jugend eine gute Portion Ungezogenheit, wie ich sie in Deutschland nicht kennen gelernt habe; es erklärt sich dieses allerdings wohl theilweise daraus, daß die einwandernden Deutschen durch die vielen für ihr zeitliches Fortkommen durchaus nothwendigen Arbeiten abgehalten werden, auf die Erziehung ihrer Kinder die nöthige Zeit zu verwenden. Vorläufig haben die Schwestern saure Arbeit und wenig Erfolg, doch wird es mit Gottes Gnade wohl besser werden."

So weit der Brief der Schwester Fr. — Zur Erläuterung des letzten Absatzes einige Worte:

Trotzdem für die Errichtung katholischer Schulen in den Vereinigten Staaten schon viel geschehen ist, steht es doch um die katholische Erziehung noch nicht zum Besten. Sogar in der Diözese von Buffalo, welche in Bezug auf ihre Großmuth und Freigebigkeit für Schulzwecke einen der ersten Plätze einnimmt, muß der hochwürdigste Bischof in seinem dießjährigen (1875) Fastenhirtenbrief noch folgendermaßen klagen: „Wir thun im Ganzen soviel, als unter den Umständen von uns erwartet werden kann, und ich muß den katholischen Eltern in Buffalo für ihren preiswürdigen Eifer, ihren Kindern eine religiöse Erziehung zu geben, öffentliche Anerkennung zollen. Doch sagte vor einiger Zeit ein geachteter protestantischer Prediger unserer Stadt mit offenbarer Befriedigung in einem Vortrage, es besuchten noch über viertausend katholische Kinder die öffentlichen (confessionslosen) Schulen dieser Stadt. Ich weiß nicht, ob diese Angabe wahrheitsgetreu ist, ob Beweise dafür vorliegen, ob in den öffentlichen Schulen separate Listen für katholische Kinder gehalten und dieselben nach ihrem religiösen Glauben befragt werden; aber ich wünsche die Sache zur Kenntniß der katholischen Geistlichkeit und der katholischen Eltern in der Stadt zu bringen." Wenn in einer Stadt von 120,000 Einwohnern, von denen der größte Theil protestantisch ist, trotz allen Eifers des Bischofs und des Klerus noch 4000 katholische Kinder confessionslose Schulen besuchen, wie mag es erst in andern Städten und andern Diözesen bestellt sein! Die in den sogenannten öffentlichen, d. h. confessionslosen Schulen erzogenen Kinder gehen aber mit geringen Ausnahmen für die Kirche verloren. Welches weite Feld der Thätigkeit öffnet sich da den deutschen Schwestern, und es kann nicht wundern, daß, soviele auch kommen, noch immer Platz ist für andere, und alle mit offenen Armen aufgenommen werden. Der hohe Rath erregte eine Verfolgung in Jerusalem, und in Folge dessen zerstreuten sich die Apostel über die ganze Welt; wenn der liebe Gott dem Klerus und den Orden in Deutschland ihren Wirkungskreis verschließen läßt, geschieht es wohl bloß, weil er sich ihrer Mitwirkung anderswo bedienen will.

Westindien.

Trinidad. Ein hochw. Dominikanerpater aus der Lyoner Ordensprovinz schreibt uns Folgendes am 7. Januar 1875:

Sie sprachen jüngst in Ihrer Zeitschrift von dem Leprosenhaus zu Cocorita (Trinidad) und da Sie so das Interesse Ihrer Leser für dieses schöne Werk geweckt haben, werden Sie gewiß gerne einen Brief aufnehmen, den ich dieser Tage von einer erst im Oktober nach Cocorita abgereisten Schwester empfangen habe. In dem Hause, welches ihnen zur Wohnung dient und dessen Abbildung Sie mittheilten (oben S. 17), haben die Schwestern einen drei Meter breiten und sechs Meter langen Raum als Kapelle abgegrenzt; in der Mitte steht der Altar, rechts von demselben steht der Paramentenschrank, an welchem der Priester sich auch ankleiden muß, und daneben ist der Platz für die Schwestern; links vom Altar, in der andern Hälfte der Kapelle, stehen und sitzen die Kranken. Weil der protestantische Prediger das Recht hat, für seine wenigen Glaubensgenossen in dieser Kapelle zu predigen, mußten die Schwestern den Altar und den ihnen reservirten Theil durch eine spanische Wand von dem für die Kranken bestimmten Theile der Kapelle trennen. Die armen Schwestern ersticken fast in dem engen Raum, in dem sie die heilige Messe hören und ihre Chorgebete verrichten müssen, und die Kranken haben nicht Raum genug in dem ihnen überlassenen Theile, so daß viele vor der Thüre stehen bleiben müssen. Trotzdem verstehen es die Ordensfrauen, in diesem an Opfern und Entbehrungen so reichen Leben ein wahres Glück zu finden; Sie werden es ersehen aus dem Briefe, den ich Ihnen mittheile. Die Schreiberin desselben war Wittwe, als sie in den dritten Orden des hl. Dominikus eintrat; ihr Alter hat sie nicht abgehalten, mit Nachdruck um die Erlaubniß zu bitten, sich ganz bis zu ihrem Tode dem Dienste der Aussätzigen von Cocorita widmen zu dürfen. Gegen Ende December waren 115 Kranke im Leprosenhaus.

„Ihnen, hochwürdiger Pater, verdanke ich es großentheils, wenn ich mein so sehr ersehntes Ziel, das Leprosenhaus von Cocorita, erreicht habe. Ich finde ein solches Glück in der Pflege unserer geliebten Aussätzigen, daß ich meinen Saal mit seinen zwanzig Kranken, die allerdings mit recht abscheulichen Wunden bedeckt sind und deren Anblick mehr oder weniger wild ist, nicht gegen das schönste König-

reich der Welt vertauschen würde. Mein Saal ist eine kleine Welt, in welchem ein Maler gute Studien machen könnte, denn es sind darin so ziemlich alle Menschenracen vertreten: Chinesen, Hindu, Neger, Kaffern, Portugiesen, Engländer, Amerikaner u. s. w. — alle mehr oder weniger häßlich von Natur oder entstellt durch die Krankheit. Da gibt es solche, welche die Füße oder die Hände verloren haben, andere, welche diese Glieder nur noch halb besitzen, der eine hat einen schiefen Mund, der andere hat die Augen schief stehen. Ich habe zwei halbe Narren und einen, der ganz närrisch ist. Zwei andere sind vollständig kindisch geworden, der eine davon weint beständig und der andere singt immer. Auch habe ich zwei Musikanten, die uns immer ganz herrliche Concerte geben, ohne daß ihre Instrumente viel kosteten; der eine hat eine alte Leier, der andere seinen Teller und einen Becher. Sie sehen also, wir haben für jeden Geschmack etwas.

„Beinahe alle Kranken, alte und junge, nennen mich ihre „liebe Mama"; ich bin ganz stolz auf diesen Titel und ich suche ihn zu verdienen, indem ich für alle wahrhaft mütterlich zu sorgen mich bemühe."

Miscellen.

Das Waisenhaus von Bethlehem. In sehr vielen deutschen Diözesen ist seit einigen Jahren eine Charfreitags-Collecte eingeführt, deren Ertrag für die katholischen Anstalten Palästina's bestimmt ist. Es war das ein glücklicher Gedanke. Kein Tag ist geeigneter, unsere Blicke auf jenes Land zu lenken, in welchem das große Geheimniß unserer Erlösung vollbracht wurde, und unsere Herzen mit Mitleid zu erfüllen gegen die Bewohner dieses Landes, die in Irr- und Unglauben verstrickt dahinleben, und für die also das kostbare Blut unseres Erlösers vergebens geflossen ist. Wer möchte an diesem Tage nicht gern durch ein kleines Almosen jene Anstalten unterstützen, welche bestimmt sind, die Früchte der Erlösung in jenem einst so gesegneten, nun so unglücklichen Lande zu verbreiten! Leider wird der Charfreitag dieses Jahres vorübergegangen sein, bevor diese Worte unter die Augen unserer Leser gelangen; zu einer regen Betheiligung an der Charfreitagscollecte sie zu ermuntern, ist es also zu spät. Allein was in der Leidenswoche nicht geschehen ist, kann in der Auferstehungswoche und in der ganzen österlichen Zeit noch nachgeholt werden. Auch die Auferstehung des Herrn lenkt unsere Gedanken und Herzen ja auf das heilige Land, und auch sie fordert Beweise unserer Dankbarkeit. Wir möchten uns deßhalb erlauben, der Wohlthätigkeit unserer Leser für die österliche Zeit eine Anstalt zu empfehlen, auf welche wir selbst von sehr verehrter Seite aufmerksam gemacht wurden; es ist dieses *das vom Herrn Canonicus Belloni in Bethlehem gegründete Waisenhaus*. Diese für arme katholische Knaben bestimmte Anstalt stand bisher *ganz allein* vier oder fünf ähnlichen protestantischen Anstalten gegenüber und ist trotzdem durch Mangel an hinreichenden Mitteln gezwungen, ihre Thätigkeit auf eine *geringe* Anzahl von Knaben zu beschränken, während *viele*, wenn sie nicht den protestantischen Waisenhäusern anheimfallen sollen, aufgenommen werden müßten. Uns ausführlichere Nachrichten über die Anstalt des hochw. Herrn Belloni für die nächste Nummer vorbehaltend, bitten wir unsere freundlichen Leser schon jetzt, bei ihren großmüthigen Almosen derselben eingedenk zu sein. Zur Weiterbeförderung eventueller Gaben sind Redaction und Verlagshandlung gerne bereit.

Für Missionszwecke.

		Mark.
Für den Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:		
Aus Grafenhausen bei Ettenheim	fl. 40.	68.57
Von Unbekannt aus Bevergern		21 —
Von D. R. in Potsdam		6 —
Von Neubauer in Scheiben	ö. W. fl. 5.	8.57
Von einer Unbekannten in Racine durch B. Herder in St. Louis	$ 10.	37.71
Von J. in A.		120 —
Aus Aachen durch Stiftsvikar Jansen	Thlr. 10.	30 —
Aus Hitzkirch, Kanton Luzern	frcs. 50.	40 —
Für verschiedene Zwecke:		
Durch Pfarrer N. in Ittenstadt	fl. 87.	149.14
Durch Herder & Cie. in München. Von C. H. G.	fl. 4.	6.86
Durch Ahnelt in Coburg		— 60
Durch Chalamel in Paris	frcs. 7.50.	6 —
Von Bregenz	fl. 20.	34.28
Vom Fürstbischöflichen Ordinariat in Graz	ö. W. B. fl. 230.	420 —
Durch Caplan Hummel in O. von R. St. und M. R.	fl. 50.	85.71
Von Dr. Fr. St. Prof.	ö. W. B. fl. 15.	25.71
Aus Ershausen		— 40
Aus Mengen	fl. 2.	3.42
Aus Deutsch Bölly		5.47
Aus Griesstätt	fl. 1.	1.71
Aus Bohlingen		1 —
Durch Pfarrer Kinzinger in Klepsau	fl. 10.	17.14
Aus Oberstadion in Württemberg	fl. 7.	12 —
Durch A. K. in R.	fl. 30.	51.43
Durch S. l. in Lüdinghausen		25 —
Aus Mosbach		40.76
Von K. P. in Kraubath	12 kr. ö. W.	— 21
Von F. F. in B.	Thlr. 40.	120 —
Von Pf. B. in B.		21 —
Von Pf. B. in O., Diözese Fulda		56 —
Von Sch . . . . . u	fl. 10.	17.14
Durch B. Herder in St. Louis	$ 1.50.	5.71
Ungenannt für Msgr. Raimondi	Thlr. 1.	3 —
Von H. G. in B.	frcs. 45.	36.30
Durch Cooperator Neumayer in Aukirchen	fl. 157. 45 kr. und eine Halskette	270.43
Durch Pfarrer Beyer in Alt-Kemnitz		30 —
Durch R. Wagner in Ufshausen		6 —
Aus Darmstadt		17 —
Von P. in Aschaffenburg		85.71
Von M. J. in Würzburg		3 —
Von A. J. E., Pfarrer in L.		75 —
Durch die Expedition der Ermländischen Zeitung	Thlr. 14.18.	43.80

Aus Bocholt in Westphalen von „Westorp" sind der Unterzeichneten am 1. Januar 1875 *M.* 75 und am 4. Januar *M.* 30 ohne Angabe einer Bestimmung zugekommen. Wir werden diese Beträge den Gaben für die Missionen zufügen, wenn wir nicht bis zum 1. Mai andere Ordre erhalten.

Herder'sche Verlagshandlung.

Im Gabenverzeichniß der Nro. 3 soll der vierte Posten statt $ 22 — fl. 22 heißen. Die ausgeworfene Summe von *M.* 37.71 ist richtig.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.